

**Bochumer  
Masterarbeiten  
2014**

**MASTER**

**KRIMINOLOGIE UND  
POLIZEIWISSENSCHAFT**

**Dorothee Wieland**

**Lob des Schattens**

**Die Geburt der Kriminalistik aus dem Geist der  
Kriminalität**

**E-Book**

**[www.felix-verlag.de](http://www.felix-verlag.de)**



**ISBN 978-3-86293-099-9**

## **MASTERARBEIT**

### **LOB DES SCHATTENS DIE GEBURT DER KRIMINALISTIK AUS DEM GEIST DER KRIMINALITÄT**

---

Autorin  
DOROTHEE WIELAND  
PAUL-DIETZ-STR. 20  
72072 TÜBINGEN  
TEL: 07071-152721  
dorosavage@gmx.de

Erstgutachter  
DR. OLIVER BIDLO

Zweitgutachter  
DR. DOMINIC KUDLACEK

# INHALTSVERZEICHNIS

## VORSPIEL

---

### I ZWEI EXKURSE VORAB

---

Seite 1

#### 1.1 Eugène François Vidocq oder Die Geburt der Kriminalistik aus dem Geist der Kriminalität

Seite 3

#### 1.2 Jeckyll und Hyde: Der Fall Stefan Schubert

### II EIN GRUNDRISS

---

Seite 6

#### 2.1 Kriminalität als Ressource von Kriminalistik

Seite 8

#### 2.2 Fehler kultivieren

Seite 9

#### 2.3 Struktur der Arbeit und Literatúrauswahl

### III ENTWEDER - ODER

---

Seite 12

#### 3.1 Wir sind die Guten

Seite 14

#### 3.2 Gratwanderungen

Seite 16

#### 3.3 In Gegensätzen denken

Seite 18

#### 3.4 Devianz als Normvariante

### IV SOWOHL ALS AUCH

---

Seite 24

#### 4.1 Das Böse am Guten

Seite 26

#### 4.2 Das Gute am Bösen

Seite 29

#### 4.3 Die Unhintergebarkeit von Ambivalenz

Seite 31

#### 4.4 Ambivalenz als Kompetenz

## **V SCHATTENPERSPEKTIVEN**

---

Seite 34

### **5.1 Lob des Schattens**

Seite 35

### **5.2 Schatten der Seele**

Seite 37

### **5.3 Grauzonen**

Seite 38

### **5.4 Projektion**

## **VI DIFFERENZ ALS IDENTITÄT**

---

Seite 42

### **6.1 Von der Stärke der Schwäche**

Seite 44

### **6.2 Jenseits von Gut und Böse**

Seite 45

### **6.3 Jenseits von Schuld und Sühne**

## **VII SPALTUNGEN**

---

Seite 48

### **7.1 Das Motiv des Doppelgängers**

Seite 51

### **7.2 Vom Richtigen im Falschen**

Seite 55

### **7.3 Profiling**

## **VIII FAZIT**

---

Seite 60

### **8.1 Zwischen Sicherheit und Freiheit**

Seite 62

### **8.2 Teamgeist statt Korpsgeist**

Seite 65

### **8.3 Das Böse ist menschlich**

## **NACHSPIEL**

---

Seite 66

## **LITERATUR**

---

Seite 67

## VORSPIEL

---

"dass man in der absoluten Klarheit so viel und so wenig sieht, als in der absoluten Finsternis, dass das eine Sehen so gut als das andere, reines Sehen, Sehen von nichts ist. Reines Licht und reine Finsternis sind zwei Leeren, welche dasselbe sind. Erst in dem bestimmten Lichte - und das Licht wird durch die Finsternis bestimmt - also im getrübbten Lichte, ebenso erst in der bestimmten Finsternis - und die Finsternis wird durch das Licht bestimmt -, in der erhellten Finsternis kann etwas unterschieden werden."

(G.W.F. Hegel: Wissenschaft der Logik I, 1. Abschnitt, Kap. 1, Anm. 2)

## **1.1 Eugène François Vidocq oder**

### **Die Geburt der Kriminalistik aus dem Geist der Kriminalität**

Die Geburtsstunde der Kriminalpolizei im Frankreich des frühen 19. Jahrhunderts markiert ein klassischer Deal: Eugène François Vidocq, steckbrieflich gesuchter Gewohnheitsverbrecher mit ebenso abenteuerlicher wie facettenreicher beruflicher und privater Vita beschließt nach zehn prekären Jahren im Untergrund seine Tarnung aufzugeben und bietet der Pariser Polizei im Gegenzug zum Erlass einer Kerkerstrafe seine Dienste an.<sup>1</sup> Und tatsächlich: Seine fachliche Kompetenz sowie einschlägige Kontakte zur kriminellen Szene, die sich Vidocq im Lauf seiner Karriere erarbeitet hat, überzeugen den Polizeipräfekten von der Idee, der Kriminalität mit Hilfe eines Mannes Herr zu werden, der in ihr zu Hause ist.

So entsteht unter der Ägide eines Ex-Kriminellen innerhalb weniger Jahre die sogenannte Sûreté, eine Vorläuferorganisation der heute national und international agierenden Kriminalpolizeien.

Vidocqs Qualifikation für den von ihm selbst aus der Taufe gehobenen Job des Chefs der Sûreté speist sich dabei primär aus der eigenen Erfahrung als Dieb, Hehler, Einbrecher, Schausteller und zahlloser anderer mehr oder minder obskuren Tätigkeiten, sekundär aus einer profunden Personenkenntnis aus seiner Zeit als Strafgefangener mit all den Erzählungen und Legenden, die in diesem Milieu dazugehören.

Diese Kontakte, die für ihn gleichzeitig eine ständige Bedrohung darstellen, verraten zu werden und aufzufliegen, bringen ihn wohl letztlich auch auf die Idee, die Seite zu wechseln und die Methoden, die ihm in der Illegalität nützlich waren, unter dem Dach der Legalität fruchtbar zu machen. Gleichzeitig verschaffen sie ihm ein Problem: Er ist in den Kreisen, in denen er ermittelt, bekannt wie ein bunter Hund und insofern auch in seiner neuen Profession auf Tarnung angewiesen.

---

<sup>1</sup> Vgl. hier und in den folgenden Ausführungen Thorwald, Jürgen: Das Jahrhundert der Detektive S. 17ff

Vidocq arbeitet - sofern man das für ein Feld, das eben erst neu bestellt wird, überhaupt sagen kann - mit unkonventionellen Mitteln. Ebenso wie bei sich selbst setzt er bei seinem Team systematisch auf ein Know How, das sich nur im kriminellen Milieu selbst erwerben lässt:

"Seine Mitarbeiter wählte er nach dem Grundsatz aus, daß das Verbrechen nur durch Verbrecher bekämpft werden könne."<sup>2</sup>

Sein Hauptquartier muss mehr oder weniger ausgesehen haben wie die Requisite eines Theaters, denn die Belegschaft war, um unerkannt zu bleiben, in wechselnden Kostümierungen ausschließlich *under cover* unterwegs. Heute mutet die Verbrecherjagd unter Vidocq wie eine einzige große theatrale Inszenierung an. Insofern verwundert es auch nicht, dass sowohl er selbst als Autor seiner viel gelesenen Autobiografie<sup>3</sup> wie auch Balzac<sup>4</sup> und nach ihm andere Schriftsteller, Dramatiker und Filmregisseure sich von seiner bizarren Vita inspirieren lassen.

Bei aller objektiven Anfechtbarkeit seiner unorthodoxen Einstellungskriterien und Arbeitsmethoden: seine Rechnung geht auf. Der Erfolg gibt ihm Recht. Nie zuvor wurden in Paris so viele Gesetzesbrecher überführt wie unter Vidocq. Die frühe Kriminalistik erweist sich als das legitime Kind der Kriminalität und offenbart dabei gleichzeitig eine Dialektik, die das Metier bis heute prägt.

Kriminalpolizei ist angewiesen auf Informanten, verdeckte Ermittler, Szenekontakte und Arbeitsmethoden, die eben jenem Milieu entstammen, das sie bekämpft. Und gelegentlich findet sich dabei auch heute noch etwas von jenem fast kindlichen Spieltrieb ihres Gründers. Die dpa berichtete kürzlich von einem Coup der belgischen Polizei, die einen somalischen Piratenführer mit einem fingierten Filmvertrag nach Brüssel lockte. Die Kalkulation mit der Eitelkeit des Mannes, dessen spektakuläre Biografie angeblich verfilmt werden sollte, erwies sich als Punktlandung für die Ermittler und führte zur Inhaftierung des international Gesuchten.<sup>5</sup>

---

2 Thorwald a.a.O. S. 18

3 Vidocq, Eugène François: Mémoires de Vidocq, chef de la police de Sûreté, jusqu'en 1827

4 Der "Vautrin" in Balzacs Romanzyklus "Die menschliche Komödie" ist ebenso wie weitere Romanfiguren bei ihm inspiriert von Vidocq

5 Vgl. Südwestpresse vom 16.10.2013 S. 1

Polizei befindet sich also auf einer Gratwanderung, die in regelmäßigen Abständen und fast zwangsläufig zu Abstürzen und in die Schlagzeilen führt, weil in der Praxis hier Grenzen fließend werden, die in der Theorie unumstößlich sind. Letztlich spiegelt sich diese Dialektik auch in der Diskrepanz zwischen offizieller, klar nach dem Wortlaut des Gesetzes definierter "Polizeikultur" und informeller, in vieler Hinsicht an archaischem Gewohnheitsrecht orientierter "Cop Culture", wie Rafael Behr sie analysiert, wider.<sup>6</sup>

Wenige Jahrzehnte später jedenfalls hat sich auch bei der Sûreté der Wind gedreht. Seinen bürgerlichen Nachfolgern ist der schillernde Knastbruder in der Ahnenreihe eher peinlich. Mitarbeiter mit Einträgen im Strafregister sind undenkbar. Der allopathische Ansatz hat sich gegen den homöopathischen durchgesetzt: Gleiches mit Gleichem zu behandeln, scheint zwielfichtig und widerspricht den Gesetzen von formaler Logik und bürgerlicher Moral. Die Zeit der Zweideutigkeiten ist vorbei. Von nun an jagen die *Guten* die *Bösen*.

## 1.2 Jeckyll und Hyde: Der Fall Stefan Schubert

"Dr. Jekyll und Mr. Hyde. Wie auf Knopfdruck konnte ich meine beiden Persönlichkeiten wechseln. Mit der Uniform war ich der Hüter über Recht und Ordnung – mit meinen New-Balance-Schuhen indes war ich ein Schläger."<sup>7</sup>

So bringt Stefan Schubert sein auf den ersten Blick paradox anmutendes Doppelleben als Berufspolizist und Freizeithooligan auf den Punkt. Jahre lang drücken Kollegen und Vorgesetzte beide Augen zu, wenn er im Umfeld der gewaltbereiten Fußball-Szene auftaucht; und das Glück nicht weniger als seine Unverfrorenheit spielen ihm immer wieder in die Hände, bis der junge Beamte für seinen Dienstherrn irgendwann (nicht zuletzt auch auf Grund des Drucks durch die Medien) endgültig nicht mehr tragbar ist.

"Zum 1. September 1998 schied ich "freiwillig" aus dem Polizeidienst aus. Ich ging weg von der Polizei und ich entfernte mich von der Fußball-Szene. Zwei Lebensbereiche, die mir einmal sehr wichtig waren, zerplatzten auf einen Schlag."<sup>8</sup>

---

6 Vgl. Behr, Rafael: Cop Culture

7 Schubert, Stefan: Gewalt ist eine Lösung. S. 116

8 Schubert a.a.O.S. 319

Das ist kein Zufall. Hier schließt sich nur die Klammer, die diese scheinbar so widersprüchliche Existenz als einen Lebensentwurf mit durchaus schlüssiger inneren Logik entlarvt. Das eine steht und fällt mit dem anderen. Die Strukturen beider Welten, der Norm verletzenden wie der Norm erhaltenden, gleichen einander frappierend: Beide sind durchdrungen von strengen Hierarchien, ungeschriebenen und deshalb um so verbindlicheren Gesetzen von Loyalität. Das Bewusstsein, einander ausgeliefert und auf einander angewiesen zu sein, prägt auf beiden Seiten starken Zusammenhalt und einen geradezu archaischen Ehrenkodex.

Die Konsequenz, mit der Schubert lange Zeit in Parallelwelten lebt, ist sicher außergewöhnlich; die strukturelle Nähe zwischen Polizei- und kriminellem Milieu dagegen banal. Was den Alltag von Bereitschaftspolizei und in besonders ausgeprägter Form den von Sondereinheiten wie SEK oder BFE<sup>9</sup> als eingeschworener Gemeinschaften bestimmt, bezeichnet Rafael Behr in Abgrenzung zur offiziellen Polizeikultur als "Cop Culture"<sup>10</sup> und ist durchaus vergleichbar mit den Gepflogenheiten in sogenannten *Gangs*: der Gruppengeist fordert uneingeschränkte Gefolgschaft. Wer sich daran hält, kann sich auf die anderen verlassen und wird im Zweifelsfall gedeckt. Wer ausschert, Grenzüberschreitungen denunziert, wird ausgestoßen.

In seiner empirischen Arbeit stellt Behr unter anderem den Polizisten Lutz Gerber vor, den man in einem oberflächlichen Vergleich vielleicht als einen *entschärften* Stefan Schubert bezeichnen könnte. Gerber lässt sich in einer kritischen Phase seines Lebens, in der er sich neu orientiert, ebenfalls auf die Hooligan-Szene ein, entscheidet sich dann aber eindeutig für den Dienst bei einer BFE-Einheit der Polizei.<sup>11</sup> Der berufliche Seitenwechsel deckt sich hier mit dem persönlichen.

"Das verbindende Element zwischen seinen früheren Aktionen... und den jetzigen als Vertreter des Gewaltmonopols ist die *Selbststilisierung im Risiko* ... Das Positive am Polizeiberuf ist für ihn, dass er sie legalisierend und legitimierend einrahmt."<sup>12</sup>

---

9 Spezialeinsatzkommandos und Beweissicherungs- und Festnahmeeinheiten, die in besonders prekären Risikolagen zum Einsatz kommen und deren Gruppendynamik daher stark von Sekundärtugenden wie Disziplin und verlässlichkeit geprägt sind

10 Vgl. Behr a.a.O.

11 Vgl. Behr. a.a.O. S. 90

12 Behr a.a.O. S. 94

Im Selbstverständnis von Stefan Schubert dagegen findet sich eine Art Katharsis-Vorstellung, wie sie auch dem literarischen Doppelgänger-Motiv zu Grunde liegt, auf das er sich selbst bezieht:

"meine außergewöhnliche Freizeitbeschäftigung, die in krassem Gegensatz zu den ethischen Grundsätzen meines Berufes stand, machte mich letztlich zu einem entspannten und vor allem auch gerechten Polizisten. Die Uniform musste keine Machtfantasien befriedigen"<sup>13</sup>

Diese Interpretation würde den Schluss nahe legen, dass ein Polizist vom Typ Lutz Gerbers zumindest im Dienst eher einen *verschärften* als einen *entschärften* Stefan Schubert abgeben könnte. Das wiederum könnte der Grund dafür sein, dass man Schubert so lange gewähren.

Als Polizist entspricht er nämlich genau dem Anforderungsprofil, das von ihm erwartet wird. Seine Vertrautheit mit der Hooligan-Szene hat aus der Perspektive seines Dienstherrn Vorteile im Einsatz: Schubert ist furchtlos, kann bei eskalierender Gewalt gut abschätzen, wie sein Gegenüber reagieren wird, gerät nicht in Panik, bewahrt Übersicht und ist zur Anwendung von Gewalt bereit, wenn es notwendig wird. Kurz: gerade seine private Affinität zur Kriminalität, die er als Erfahrungswert in seinem Beruf nutzt, ohne sie dort auszuleben, macht ihn zu einem guten Polizisten.

---

13 Schubert a.a.O. S. 328

### 2.1 Kriminalität als Ressource von Kriminalistik

Das ist kein überraschender Befund. Polizei ist von Anfang an auf kriminelles Wissen existenziell angewiesen und wendet es entsprechend an. Deshalb versuchen Fallanalytiker der Polizei, sich in Denken und Handlungsmuster von Tätern zu versetzen. Deshalb ist der Kontakt zu Drogenszene, Rotlichtmilieu und Hackerkreisen für die entsprechenden Spezialisten bei der Polizei so wichtig. Deshalb bedient sich Polizei im Rahmen der Legalität krimineller Methoden und greifen private Sicherheitsdienste ganz selbstverständlich auf Personal zurück, das dem kriminellen Milieu zumindest nahe genug steht, um eine Autorität auszustrahlen, die der der Polizei in nichts nachsteht. Kaum ein größeres Open Air geht ohne die Präsenz von Mitgliedern der Motorradclub-Szene über die Bühne, deren bloße Anwesenheit meist schon einen ungestörten Veranstaltungsablauf garantiert und deren Uniformierung und streng hierarchisch geordnete Organisation die Funktionsmechanismen des staatlichen Gewaltmonopols auf eine verstörende Art spiegeln.

Die Abgrenzung zum kriminellen Milieu, aus der heraus sich Polizei definiert, verweist unwillkürlich auf die prekäre Nähe zur Gegenseite: denn abgrenzen vom anderen muss sich nur, wer dicht an ihm dran ist. Auf die Nähe wiederum kann Polizei nicht verzichten, weil sie nur bekämpfen kann, was sie auch kennt und begreift, worin sie sich auskennt, auf irgendeine Art zu Hause ist. Sie muss im Modus der Kriminalität denken und handeln. Und dieser Modus ist ihr selbst auch längst nicht so fremd wie er es theoretisch sein sollte. Darauf weist auch Rafael Behr hin, wenn er sagt:

"Mithin geben die Begriffe *Delinquenz* und *Konformität* im Handlungszusammenhang des Gewaltmonopols lediglich eine semantische Trennungslinie... hinsichtlich des normativen Kontextes wieder. In der Realität gibt es zum einen zwischen den Handelnden mehr Verbindendes als Trennendes... Zum anderen schließen sich die Rollen gegenseitig nicht aus"<sup>14</sup>

---

<sup>14</sup> Behr a.a.O. S. 57

Deshalb - und das ist die zentrale These dieser Arbeit - ist kriminelles Wissen, sind latente kriminelle Energien, die Polizisten selbst in ihren Beruf mitbringen und die letztlich jeder Mensch mehr oder weniger in sich trägt<sup>15</sup>, kein Makel, der abhängig von der jeweiligen Situation und potenziellem medialen Druck zu ignorieren oder anzuprangern ist, sondern eine Ressource, die unvoreingenommen quasi als neutrale Masse analysiert und professionell genutzt werden will.

Sie gehört zum Grundhandwerkszeug der Polizei und lässt sich als Schatz heben, wenn man sie unter einem moralfreien Blickwinkel betrachtet. Denn erst dann kann sie das konstruktive Potenzial entfalten, das unter dem destruktiven verborgen in ihr liegt. So lange sie als *persona non grata* behandelt wird - so die Erfahrung der Pädagogik -, wird sie wie ein misshandeltes Kind alles daran setzen, einen guten Grund dafür zu liefern, dass man ihr so zusetzt. Umgekehrt könnte es sein, dass, geht man mit den besten Erwartungen auf sie zu, sie ihre Chance nutzt und in vorauseilendem Gehorsam alles daran setzt, die positiven Erwartungen, die ihr entgegengebracht werden, zu erfüllen.

Kriminelle Energie, so die Folgerung, die sich aus diesen Überlegungen ableitet, ist nicht allein das krank machende *Gift*, mit der Polizei bei ihrer Klientel täglich konfrontiert ist und das sie zu ahnden hat, sondern gleichzeitig auch das *Heilmittel* dagegen, und damit Teil der eigenen Gesundheit. Sie ist nicht nur das Destruktive, das, um die Garantien des Gesellschaftsvertrags einzulösen, *be-*, sondern gleichzeitig das Konstruktive, mit dem *ge-*kämpft werden muss: *Medium* und *Re-Medium* zugleich.

Welche Konsequenzen kriminelle Energie also hat, hängt davon ab, wie sie dosiert und in welchem Kontext und von wem sie eingesetzt wird. Offensichtlich lässt sie sich kultivieren.

---

15 Vgl. Verena Kast: Der Schatten in uns S. 148: Die Psychoanalytikerin erzählt dortaus ihrer therapeutischen Praxis von einem sehr gewissenhaften Angestellten, der sich in seiner Freizeit mit Hingabe damit befasste, wie man Bahnnetze lahmlegen, den perfekten Bankraub begehen oder sich unbemerkt in die Software des Verteidigungsministeriums einschleichen könne, ohne je auch nur den Versuch unternommen zu haben, seine Ideen in die Tat umzusetzen. Vgl. Kast, Verena: Der Schatten in uns S. 148

## 2.2 Fehler kultivieren

Man wirft der Polizei als Organisation eine unterentwickelte Fehlerkultur vor, die im Zweifelsfall, also bei nicht zu leugnenden Grenzüberschreitungen, noch immer auf das Modell schwarzes Schaf zurückgreift, um als Institution unangetastet zu bleiben: ein aus der Art Geratener wird geopfert, um die Integrität der übrigen Herde zu demonstrieren. Von Zeit zu Zeit im Zentrum medialen Interesses stehende Skandale wirken dabei eher System stabilisierend, denn indem sie einen Fall skandalisieren, wird er automatisch zu etwas Singulärem, von der Norm Abweichendem, suggeriert also implizit, dass bis auf diese Ausnahme eigentlich alles in Ordnung ist.<sup>16</sup>

Der hier vorgestellte Ansatz geht aber noch weit über die Etablierung eines konstruktiven Umgangs mit eigenen Unzulänglichkeiten hinaus, den Kritiker von der Polizeispitze fordern. Statt einem moralisierenden dualistischen Prinzip folgend *Fehler ex negativo* als Defizite zu begreifen, aus denen man das *Richtige* lernen kann, verabschiedet er sich von dem Gedanken, dass festlegbar ist, was gut und richtig oder schlecht und falsch ist, sondern realisiert Ambivalenz als Normalzustand, als *conditio humana* mit Potenzial. Das führt zunächst natürlich einmal zu Verunsicherung. Aber es eröffnet auch neue Perspektiven und Handlungsspielräume.

Unter dieser Voraussetzung geht es um eine Fehlerkultur in dem Sinne, polizeiliches Tun oder Unterlassen, das sich in seiner Konsequenz als kontraproduktiv herausgestellt hat, nicht nur sich selbst und der Öffentlichkeit gegenüber einzugestehen und zu analysieren, um im Wiederholungsfall Handlungsalternativen zu wählen (ob die sich dann bewähren, wird sich herausstellen; im Bereich des Menschlichen gibt es *den* Wiederholungsfall möglicherweise gar nicht, sondern lediglich vergleichbare Situationen, die sich aber wieder ganz anders entwickeln können), sondern es geht in einem zweiten Schritt um die Kultivierung sogenannter *Fehler* im Sinne von Charakterchwächen, indem man sich hier vom Fehlerbegriff als solchem verabschiedet und das Potenzial der diagnostizierten *Schwäche* unter die Lupe nimmt. Es geht darum, das *Gute* am *Bösen* zu identifizieren und zu nutzen.

---

<sup>16</sup> Vgl. Luhmann, Niklas: Die Ehrlichkeit der Politiker und die höhere Amoralität der Politik, in: Ders.: Die Moral der Gesellschaft S. 173

An dieser Stelle - deshalb auch der Spannungsbogen, der mit den beiden Exkursen vorab aufgezeigt wird - kann ein kritischer Blick auf die Anfänge der Kriminalistik bei Vidocq ebenso inspirierend sein wie der auf den Fall Stefan Schubert.

Das Konzept dieser Arbeit vertraut also nicht auf die Präventivwirkung des Nichts-Wissen-Wollens von den eigenen dunklen Seiten (vielleicht sind sie ja gar nicht so dunkel, wie sie scheinen, sondern stehen nur im Schatten), sondern setzt explizit auf ihre Qualität. Es setzt auf eine Aufrichtigkeit sich selbst gegenüber, nicht im Sinne eines reuigen *mea culpa*, sondern im Bewusstsein, damit den eigenen professionellen Handlungsspielraum zu erweitern. Es setzt auf das ökonomisch wie ökologisch überzeugende Prinzip, vorhandene Ressourcen zu nutzen, statt sie wie Erdgas, das bei der Ölförderung entweicht, als unerwünschtes Nebenprodukt abzufackeln.

Ziel ist also eine *Energiewende* nach dem Prinzip, Energien, die ohnehin entstehen, grundsätzlich zu nutzen und, wo nötig, umzuleiten, einen Katalysator zwischenzuschalten, sie zu recyceln, um eine ökologische Gesamtbilanz zu erreichen, die sich verantworten lässt.

### **2.3 Struktur der Arbeit und Literaturoauswahl**

Die vorliegende Arbeit hat ganz wesentlich experimentellen Charakter. Strukturell verfolgt sie in gewissem Sinne einen integrativen homöopathischen Ansatz, der davon ausgeht, dass die Initialzündung zur Heilung in der Krankheit selbst zu finden ist, indem man sie als Teil des eigenen Selbst begreift und dabei ihre Energie zur Aktivierung der eigenen Abwehr nutzt.

Gleichzeitig ist sie von der Überzeugung getragen, dass Gegensätze einander bedingen, aufeinander angewiesen sind und aufeinander verweisen, und deshalb längst nicht so weit voneinander entfernt liegen, wie es scheint, sondern ganz im Gegenteil nur zwei Seiten einer Medaille darstellen: Alt erscheint etwas nur in Konfrontation mit dem Neuen. Ohne das Alte wäre das Neue nicht neu und umgekehrt. Eines wäre ohne die Abgrenzung zum Anderen nicht denkbar, weil Grenzen ebenso verbinden wie trennen. Genauso verdankt sich das *Gute*, dessen sich eine Gesellschaft und ihre Mitglieder

versichern, dem *Bösen* als Gegenentwurf zu den eigenen Idealen. Identität entsteht nicht aus sich selbst heraus, sondern in Konfrontation mit und Abgrenzung zum Anderen, also als Produkt der Erfahrung von Differenz.

Die Arbeit versteht sich außerdem als dezidiert interdisziplinär angelegtes Projekt, das auf Beispiele und Erkenntnisse aus Pädagogik, Psychoanalyse, Philosophie, Kunsttheorie, Ökologie, Ethnologie und Soziologie zurückgreift, um Strukturprinzipien zu veranschaulichen, die sich auf elementare Grundbedingungen polizeilichen Handelns übertragen lassen, etwa konstruktivistische Ansätze, wenn es darum geht, zu klären, was eine Gesellschaft unter Kriminalität versteht und verfolgt<sup>17</sup>, oder psychoanalytische, wo es darum geht, zu verdeutlichen, welche Rolle Projektionen für das eigene positive Selbstverständnis der Polizei und die Abgrenzung zum *polizeilichen Gegenüber* spielen.<sup>18</sup>

Inhaltlich wie formal ist sie also der Einsicht verpflichtet

"Wer nur das Eigene kennt, kennt auch das Eigene nicht. Kenntnis bedarf des Wissens um das Andere, das Eigene des Anderen, das andere Eigene."<sup>19</sup>

Zudem geht sie davon aus, dass die Freiheit der Fiktion, deren Spieltrieb keiner Zensur unterliegt, mitunter näher an die Realität führt als die Polizeiwissenschaft erlaubt. Deshalb dienen Exkurse in die Literatur der Horizonterweiterung und Aktivierung des Möglichkeitssinns. Oder um es anders auszudrücken: an bestimmten Stellen lohnt sich der Versuch, die Wirklichkeit durch Fiktion zu belegen, weil sie als Fiktion ehrlicher sein kann.

Im engeren Sinne polizeiwissenschaftliche Literatur dagegen spielt eine eher untergeordnete Rolle - meiner Kenntnis nach taucht der Grundgedanke dieser Arbeit nirgends in der Fachliteratur auf, eine Leerstelle, die hier versucht wird anzuzeigen. Sie wird aber dann herangezogen, wenn es um das Verständnis spezifisch polizeilicher (Sub-)Kultur oder wichtiger Rahmenbedingungen der Institution geht. Anvisiert ist im Wesentlichen eine Plausibilitätsprüfung der These durch Anwendung von Methoden und Strukturtheorien aus Soziologie, Tiefenpsychologie und Philosophie auf das allgemeine

---

17 Nils Christies essayistische Studie "Wieviel Kriminalität braucht die Gesellschaft?" stellt dazu eine reiche Quelle zur Verfügung

18 dazu Kast, Verena: Der Schatten in uns, sowie Ramas, Francesca: Zur Theorie der Projektion

19 Schäfer, Alfred/Wimmer, Michael (Hrsg.): Einführung zur Reihe "Grenzüberschreitungen", In: Dies.: Rituale und Ritualisierungen, Vorspann ohne Seitenzahl

Selbst- und Rollenverständnis der Polizei als Organisation ebenso wie das individuelle einzelner Polizisten.

Insgesamt ist die Auswahl der zu Grunde gelegten Literatur bewusst selektiv und exemplarisch, keineswegs umfassend. Sie verdankt sich der Intention, die These von verschiedenen, manchmal vielleicht überraschenden Seiten zu beleuchten, sie über Parallelen, Querverweise und Perspektivwechsel zu belegen. Das Verfahren ließe sich mit Beispielen aus Naturwissenschaft und Technik beliebig erweitern.

Methodisch orientiert sich die Arbeit an der aus der empirischen Forschung stammenden "grounded theory" wie Glaser und Strauss sie formuliert haben, generiert also Theorie in einem Prozess fortschreitender Sättigung.<sup>20</sup> Insgesamt geht es ihr nicht darum, eine *neue Wahrheit* zu formulieren - das würde der dialektischen Anlage grundsätzlich widersprechen -, sondern darum, das Bewusstsein dafür zu schärfen, dass es *die Wahrheit* nicht gibt, weil alles (mindestens) zwei Seiten hat und Querdenken den Horizont erweitert. Aus diesem Grund geht sie auch nicht auf die rechtlichen Aspekte ein, die der Umsetzung dialektischen Denkens naturgemäß enge Grenzen setzen.

Gefährlich, das wird sich sukzessive herausstellen, wird es dann, wenn man sich seiner Sache allzu sicher ist, ein kritisches Selbstverhältnis verliert und damit einem Tunnelblick zum Opfer fällt, der die Realität außen vor lässt.

---

20 Vgl. Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L.: Grounded Theory: Strategien qualitativer Forschung

#### 3.1 Wir sind die Guten

*Wir sind die Guten.* Das ist - nicht nur im "Tatort" - der Anspruch, den Polizisten an sich selbst stellen. Der Polizeiberuf, das wird von den meisten kaum wahrgenommen, ist ein zutiefst sozialer: Dienst an der Gesellschaft in besonders sensiblen Bereichen, nämlich dort, wo sich Risse zeigen, Interessen kollidieren, Menschen akut in Gefahr sind. Im Bewusstsein vieler Polizisten ist genau diese soziale Dimension ihres Berufes auch tief im Selbstverständnis verankert; nicht weniger tief als die Erfahrung, dass ihnen die Anerkennung dafür in vielen Situationen versagt bleibt, sie als Prügelknaben herzuhalten haben für gesellschaftliche und politische Fehlentwicklungen.

*Wir sind die Guten.* Das ist ein Selbstbild, dem gerecht zu werden, eine Menge Engagement erfordert - und auch eine gehörige Portion Verdrängung. Denn die Wirklichkeit ist komplexer. Die beruflich bedingte Nähe zu den Rändern, den Schattenseiten der Gesellschaft, zu Devianz und Kriminalität fordert zu einer Abgrenzung heraus, die eigene Ambivalenzen aus dem Blickfeld geraten lässt, um die selbststabilisierende Überzeugung, auf der richtigen Seite zu stehen, nicht zu gefährden.

Als Herausgeber des Essaybands "Vom Guten, das noch stets das Böse schafft" bringt der Jurist und Psychoanalytiker Lorenz Böllinger das Dilemma der Rechtsprechung, das sich ganz ähnlich auch im polizeilichen Alltag wiederfindet, unmissverständlich auf den Punkt:

"Nur sonntags kann das Recht eine *ars aequi et boni* darstellen. Werktags hingegen geht es anders zur Sache: da wird Böses mit Bösem vergolten. Negativ sanktionieren heißt Nachteile zufügen. Beim Formulieren von Gesetzen, beim Auslegen und Anwenden, beim Urteilen und Vollstrecken ist Härte gefragt: gegenüber dem eigenen Zweifel, gegen die Delinquenten, gegen die Ahnung, auch selber in der Rolle des Schuldigen sein zu können... Recht/Unrecht, Normalität/Perversion, Gesundheit/Krankheit und Weisheit/Wahnsinn nach dem Prinzip von Entweder/Oder zu differenzieren erfordert Verleugnungen großen Stils."<sup>21</sup>

---

<sup>21</sup> Böllinger, Lorenz/Lautmann, Rüdiger: Zur Einführung, in: Dies. (Hrsg.): Vom Guten, das noch stets das Böse schafft S. 10

Fast schon klassisch in Szene gesetzt hat dieses Dilemma Friedrich Dürrenmatt in "Der Richter und sein Henker", in dem er den ermittelnden Kriminalassistenten Tschanz den Mord aufklären lässt, den er selbst begangen hat. Überführt wird er letztlich von seinem Vorgesetzten Kommissär Bärlach, der, einer Nemesis gleich, die ganze Zeit über scheinbar die Fäden in der Hand hält, und doch selbst Opfer seiner eigenen Besessenheit ist. Am Ende überführt er seinen Gegenspieler Gastmann eines Verbrechens, das er nicht begangen hat, weil es ihm nicht gelungen ist, ihm die Taten nachzuweisen, für die er tatsächlich verantwortlich zeichnet. Der vermeintliche Sieg über das Böse wird zur Bankrotterklärung des Guten.<sup>22</sup>

So weit von der Realität entfernt wie es scheint, ist dieses Szenario nicht. Polizei und Justiz sind täglich mit der Tatsache konfrontiert, dass sie Straftäter, von deren Schuld sie überzeugt sind, laufen lassen müssen, weil sie sie nach den Regeln des Rechtsstaats nicht überführen können. Die Frustration, die entsteht, wenn Vorstellungen von Gerechtigkeit mit geltendem Recht kollidieren, äußert sich mitunter in fragwürdigen Ermittlungsmethoden.

Erst kürzlich - um die These von der Geburt der Kriminalistik aus dem Geist der Kriminalität an einem aktuellen Beispiel nochmals zu veranschaulichen - ergab sich im Zusammenhang mit einem vor dem Landgericht Tübingen verhandelten Kokain-Prozess wieder die Frage, inwiefern Drogenschmuggler, die ins Visier der Polizei geraten waren, denen aber bislang nichts nachgewiesen werden konnte, wegen eines Deals verurteilt werden dürfen, den verdeckte Ermittler eigens dafür eingefädelt haben, um sie zu überführen. Anders gefragt: Wie viel eigene kriminelle Energie darf ein Staat im Kampf gegen Kriminalität entwickeln? Legitimiert der wie auch immer definierte gute Zweck fragwürdige rechtsstaatliche Mittel?

Staatlich legitimatedes Recht ist in solchen Fällen nicht selten gefühltes Unrecht. Denn hier macht sich der Staat den Kriminellen gleich, misst aber mit zweierlei Maß. Anders, so das Gegenargument, lässt sich dem Verbrechen nicht beikommen - was die These bestätigt, dass die Kriminalistik eben nur auf dem Boden der Kriminalität gedeihen kann, auch wenn sie das strenggenommen nicht dürfte.

---

<sup>22</sup> Vgl. Ruedi, Peter: Dürrenmatts Kriminalromane. In: Diogenes Magazin Nr. 15/ Frühling 2014 S. 15ff

*Wir sind die Guten.* Das impliziert: *Die Bösen, das sind die anderen* - und zementiert ein dualistisches Bild der Welt, das Feindbilder braucht, um das eigene geschönte Selbstbild aufrecht zu erhalten. Selbstkritik verbietet sich unter dieser Voraussetzung von selbst; und das sogenannte "polizeiliche Gegenüber" wird dabei ganz schnell pauschal zum Rechtsbrecher.<sup>23</sup>

Dass dieses Bild an der Realität vorbei geht, lässt sich der Tagespresse entnehmen: Missbrauch des staatlichen Gewaltmonopols, Fälle von Korruption, Verstrickungen ins organisierte Verbrechen. Regelmäßig geraten einzelne Polizisten oder auch Teile der Organisation in die Schlagzeilen. Wer so nah dran ist am *Bösen* und gleichzeitig die staatlich verbriefte Lizenz dazu hat, Gewalt anzuwenden, um Gewalt zu verhindern, der ist auch mit Situationen konfrontiert und Versuchungen ausgesetzt wie sie sich in anderen beruflichen Kontexten so nicht ergeben. Gewalt hat eine Tendenz, sich zu verselbständigen, entwickelt eine Dynamik, die auch für diejenigen regelmäßig zur Herausforderung wird, die professionell mit ihr umgehen. Dieselbe Dosis kann in einer Situation deeskalierend wirken, in der anderen das Fass zum Überlaufen bringen.

### **3.2 Gratwanderungen**

Dass das Tragen von Uniform dabei eine ganz zentrale Rolle spielt, spiegelt sich in der Diskussion um die Kennzeichnungspflicht für Polizisten wider, die nach wie vor kontrovers geführt wird und bei vielen Beamten die durchaus begründete Angst wachruft, für Übergriffe zur Verantwortung gezogen zu werden. Uniformierung ist gleichbedeutend mit Deindividuation: mit der individuellen Kleidung legt man einen Teil seiner Identität ab, fühlt sich im Mannschaftsanzug gedeckt durch die Gruppe. Gewalt, die sich einer Gruppe zuordnen lässt, fällt nicht auf den Einzelnen zurück. Wofür potenziell jeder verantwortlich sein könnte, ist keiner verantwortlich.<sup>24</sup>

Polizeiarbeit, das ist *per definitionem* eine tägliche Gratwanderung:

---

<sup>23</sup> Vgl. Roth, Siegwarth: Die Kriminalität der Braven S. 153

<sup>24</sup> Vgl. Besier, Gerhard: Weder gut noch böse S. 347

"Vielleicht haben wir als Gesellschaft den Blick dafür verloren, dass wir den Polizisten einen Auftrag zumuten, der im Kern gegen das Projekt einer demokratischen und zivilen Gesellschaft gerichtet erscheint, obwohl er das Projekt gerade *empirisch* sichern soll: Polizei ist mit der Ausführung des Gewaltmonopols beauftragt, um die zivile Gesellschaft zu sichern - hierin liegt das Paradoxe, aber auch das Bedeutsame, das Grundlegende ihres gesellschaftlichen Auftrages."<sup>25</sup>

Christian Lüdemann und Thomas Ohlemacher weisen damit auf die strukturelle Ambivalenz der Organisation hin, die das Verhältnis zwischen Bürgern und Polizei oft so schwierig gestaltet und zu gegenseitigem Misstrauen und Missverständnissen führt. Man begegnet sich nicht auf Augenhöhe. Je nach Situation - und besonders dann, wenn Polizei in Mannschafsstärke auftritt - ist das Machtgefälle deutlich spürbar.

Meist handelt es sich um Ausnahmesituationen, in denen beide aufeinandertreffen. Bürger - zumal dann, wenn sie unter Verdacht geraten, vernommen werden oder an Demonstrationen teilnehmen - fühlen sich angesichts der Machtfülle eines Apparats, mit dessen Codes und Taktik sie nicht vertraut sind, in der Defensive. Polizisten wiederum sehen sich in ihrem schwierigen Auftrag, das Gewaltmonopol zum Schutz der Gesellschaft vor Gewalt einzusetzen, unverstanden, was zu Frustration und Abkapselung führen kann und die Gefahr tatsächlicher Grenzüberschreitungen erhöht: die Distanz zu den Bürgern, die damit entsteht und sich im Bild vom anonymen "polizeilichen Gegenüber", senkt die Hemmschwelle für Eingriffe, die einer Persönlichkeit mit Gesicht gegenüber vorsichtig abgewogen würden.<sup>26</sup>

Die Rahmenbedingungen vor allem bei der Bereitschaftspolizei sind aus vielerlei Gründen nicht eben die einer Spielwiese für dialektisches Denken. Viel eher verführen sie zu einer drastischen Vereinfachung der Welt. Die intensive Konfrontation mit einer Klientel, die die Wahrnehmung gesellschaftlicher Realität leicht verzerrt (der Umgang mit Alkoholisierten, Drogenabhängigen, in irgendeiner Weise sonst aus der Gesellschaft Gefallenen, mit denen oft die einfachste Kommunikation zum Problem wird, gehört hier zum Alltag und erfordert ein Maß an Selbstüberwindung, das die wenigsten "Normalbürger" aufbringen), sowie Routinen und Situationen, in denen es auf schnelle Entscheidungen und klare Unterscheidungen ankommt, fördern Kategorisierungen und Schubladendenken.

---

<sup>25</sup> Lüdemann, Christian/Ohlemacher, Thomas: Soziologie der Kriminalität S. 187f.

<sup>26</sup> Vgl. Lüdemann/Ohlemacher a.a.O. S. 183

Für differenzierte Betrachtungen fehlen Zeit und Wille. Der Druck seitens Politik und Medien, Ergebnisse zu liefern, die sich in möglichst aussagekräftigen Statistiken widerspiegeln, tut ein Übriges. Mehr Komplexität verzögert den Arbeitsablauf. Die Welt, in der man sich so gut eingerichtet hat, gerät aus den Fugen. Fälle lassen sich nicht mehr einfach abhaken und erledigen. Es wird unübersichtlich und rechtlich kompliziert, weil, was ambivalent ist, nicht mehr eindeutig unter einschlägige Paragrafen subsummiert werden kann.

### **3.3 In Gegensätzen denken**

Dualistische Weltbilder haben Tradition: in Zeiten des heißen und des kalten Krieges. Spätestens seit 09/11 haben sie auch politisch wieder Konjunktur. Sie sind genauso einfach wie falsch, ersparen aber ganzen Gesellschaften ebenso wie jedem Einzelnen die Anstrengung, differenziert zu denken und Ambivalenzen auszuhalten. Sie sind in dem Sinne identitätsstiftend, dass sie das, was für das Eigene gehalten wird, über die Abgrenzung zum Anderen definieren, wobei das Andere immer als Negativ zum Eigenen begriffen wird. Evolutionär betrachtet haben Gesellschaften, die sich auf diese Art definieren, Selektionsvorteile. Sie sind aggressiver und durchsetzungsfähiger als Kulturen, die in neutralen Kategorien denken und Fremdem entsprechend aufgeschlossen begegnen.<sup>27</sup> Der europäische Kolonialismus, angefangen von der Eroberung Amerikas, ist in seiner verheerenden Konsequenz dafür das beste schlechte Beispiel.

Darüber hinaus schafft dualistisches Denken willkommene Projektionsflächen, um eigene Abgründe, statt sich mit ihnen schmerzhaft auseinandersetzen zu müssen, als Feindbilder in Anderen dingfest zu machen. Das stärkt sowohl das individuelle Selbstbewusstsein wie auch den Binnenzusammenhalt von Gruppen und eignet sich deshalb bestens für politische Instrumentalisierung und Verschwörungstheorien.

Der Philosoph Michael Schmidt-Salomon führt die Schizophrenie, die in diesem Denken steckt, am nahe liegenden Beispiel islamistischer Terror gegen westliche Verschwörungsideologie vor Augen:

---

<sup>27</sup> Vgl. Schmidt-Salomon, Michael: Jenseits von Gut und Böse S. 85

"Eine rationale Entgegnung auf Osama bin Ladens militante Eröffnung "Wir sind die Guten, ihr seid die Bösen, und wir werden euch mit Allahs Hilfe vernichten!" hätte eigentlich lauten müssen: "Sie leiden offenkundig unter einer Wahnidee! Wir werden Sie daher aus dem Verkehr ziehen müssen... Vielleicht kann Ihnen eine gute Therapie bei der Erkenntnis helfen, dass es *das Böse* in Wirklichkeit gar nicht gibt..." Stattdessen... bestand die Antwort der amerikanischen Administration darin, bin Ladens Wahnidee einfach umzudrehen...: "Jawohl, *das Böse* existiert! Doch *wir* sind die Guten und *ihr* seid die Bösen, und *wir* werden *euch* mit Gottes Hilfe zur Strecke bringen!"<sup>28</sup>

Lächerlichkeit und Grauen liegen hier erschreckend nah beisammen. Aber eines wird klar: Die Kategorien *gut* und *böse* sind das Produkt moralischer Wertung und insofern als Spiegel gesellschaftlicher Verhältnisse kontingent und austauschbar. Es sind Kategorien, die schon immer zur Rechtfertigung und Stabilisierung jeder Form von Macht gedient haben, wobei Jahrhunderte lang geistliche und weltliche Macht sich gegenseitig in die Hände spielten. Moral in diesem Sinne ist immer Doppelmoral, weil sie Interessen dient.<sup>29</sup> *Gut* und *böse* sind insofern keine Fakten, eignen sich aber als Urteile gut zur Sanktionierung der Macht des Faktischen.

Und wenn wir uns heute auch in einem modernen säkularen Staat wähen, ist unser Denken nach wie vor bestimmt von einem überkommenen Wertekanon, den wir umso hartnäckiger verteidigen, je mehr wir ihn in Frage stellen und je weniger wir uns selbst noch daran halten. Er bildet von den Märchen unserer Kindheit an (und Märchen und Mythen sind eine archaische und deshalb vielleicht die suggestivste und tiefgreifendste Art der Vermittlung der Moral von Gut und Böse) den Rahmen, innerhalb dessen wir denken und handeln. Er vermisst das Koordinatennetz, über das wir uns verständigen. Er gibt uns über die Sprache vor, was und wie etwas für uns ausdrückbar und verstehbar ist. Kurz: Er bildet den Horizont unserer Erkenntnis in ihren Möglichkeiten ebenso wie in ihren Grenzen. Wir sind festgelegt durch die Kultur, in der wir sozialisiert sind:<sup>30</sup>

"Die Erkenntnis ist in der Kultur, und die Kultur ist in der Erkenntnis. Ein individueller Akt des Erkennens ist *ipso facto* ein kulturelles Phänomen, und ein jedes Element des kollektiven kulturellen Komplexes kann sich in einem individuellen Akt des Erkennens aktualisieren."<sup>31</sup>

---

28 Schmidt-Salomon a.a.O. S. 296f.

29 Vgl. Schmidt-Salomon a.a.O. S. 75

30 Vgl. Morin, Edgar: Kultur vs. Erkenntnis. In: Watzlawick, Paul u.a. (Hrsg.): Das Auge des Betrachters S. 77

31 Morin a.a.O. S. 81

Und die Kultur, in der wir denken und handeln, ist dualistisch geprägt. Es erfordert also ein Heraustreten aus den eigenen Rahmenbedingungen, wenn wir unser Handeln in einem tieferen Sinne reflektieren wollen, eine Art Reflexion zweiten Grades, die diese übergeordnete Prägung mitdenkt. Das heißt im Alltag: sich bei Urteilen immer bewusst zu sein, dass sie nicht absolut, sondern lediglich Urteile unter bestimmten Kategorien sind. Unter anderen Kategorien könnten sie anders ausfallen.

Polizei hat natürlich zunächst einmal einen klaren Staatsauftrag, der sich, moderiert durch die Polizeigesetze der Länder, an einem Strafgesetzbuch orientiert, das, obwohl an vielen Stellen novelliert, im Kern von eben jener Kultur des Dualismus geprägt ist.<sup>32</sup> Darüber aber steht eine Verfassung, die Angesichts des Erbes der Nazidiktatur Toleranz und Menschenrechte in den Mittelpunkt rechtsstaatlichen Denkens stellt und damit Differenz als Wert verankert, der auch für polizeiliches Handeln bindend ist. Unter den Bedingungen moderner Demokratie hat Polizei also Interpretationsmacht und Gestaltungsspielraum, und ist durchaus auch Teil eines Diskurses über Fragen von Recht und Moral in einer multikulturellen Gesellschaft. Wenn es diese Spielräume nicht gäbe, geriete sie auch nicht regelmäßig mit Grenzüberschreitungen in die Schlagzeilen. Denn die Handhabung des staatlichen Gewaltmonopols ist im konkreten Fall umstritten.

### **3.4. Devianz als Normvariante**

Auf dem Feld der Kinder- und Jugendkriminalität herrscht inzwischen Konsens: Kriminalität ist bis zu einem gewissen Grad normal, gehört zur Entwicklung, zur Sozialisation dazu. Bis ein Mensch in seiner Identität gefestigt ist, muss er sich ausprobieren, an und manchmal auch über die Grenzen gehen. Aber wie sieht es jenseits der schwierigen Phase der Adoleszenz aus?

"Es gehört zu den Gewißeheiten unserer Gesellschaft, daß Kriminalität etwas ist, das vom Normalen abweicht und insofern "anders" ist, sowie daß nur eine Minderheit abweicht und sich die Mehrheit der Gesellschaftsmitglieder gesetzestreu verhält."<sup>33</sup>

---

<sup>32</sup> Vgl. Fischer, Thomas: Völkisches Recht. In: DIE ZEIT 51/2013 S. 8. Auf diesen Artikel wird unten noch ausführlich eingegangen

<sup>33</sup> Roth a.a.O. S. 62

Auf dieser Illusion beruht nicht nur das Selbstverständnis und das Selbstbild ganzer Gesellschaften, sondern auch das ihrer Gesetzeshüter.

Selbst Kriminalbeamter, der sich in der Hierarchie hochgearbeitet hat, entlarvt Siegwarth Roth dieses Selbstverständnis der Polizei als Missverständnis: Geht man vom juristischen Kriminalitätsbegriff aus, fällt darunter alles, was gegen eine Strafnorm verstößt. Dazu gehört sehr vieles, was die Mehrheit der Bevölkerung und auch die der Polizeibeamten ganz regelmäßig verbricht: das fängt beim Briefumschlag aus dem Büro an, den man für private Post verwendet, und hört beim Versicherungsbetrug nicht auf.<sup>34</sup>

Was kriminell ist und was nicht, unterliegt einem gesellschaftlichen Definitionsprozess, der sich wandelt. Er hat viel mit sozialer Machtverteilung zu tun und mit der Zuweisung zu Klassen und Schichten.<sup>35</sup> Jenseits von Kapitaldelikten, die im wesentlichen überall und zu jeder Zeit als Verbrechen geahndet werden, versichert sich eine Gesellschaft durch das, was und diejenigen, die sie kriminalisiert, immer auch ihrer selbst. Je unsicherer und in ihrer Stabilität bedrohter sie sich fühlt, desto größer ist das Bedürfnis der Mehrheitsgesellschaft, sich gegen Minderheiten abzugrenzen und deren Anderssein als sozial schädlich zu kriminalisieren.

Für den Erhalt solcher Machtstrukturen instrumentalisiert zu werden, gehört zu den Grundbedingungen des Polizeiberufs, denn öffentliche Sicherheit ist ein Politikum und die Polizei dem Justizministerium unterstellt. Das macht sich bei jedem Regierungswechsel bemerkbar. Besonders deutlich wurde das in der Identitätskrise, in die die Polizei in Ostdeutschland nach der Wende geriet: was Jahrzehnte lang *Recht* war, war plötzlich *Unrecht*. Statt Unterordnung unter Befehl und Hierarchie war plötzlich Selbstverantwortung gefordert.<sup>36</sup> Nationale und internationale Politik spiegeln sich in der Polizeiarbeit wider: waren es lange Zeit die Drogenkartelle, die zum Staatsfeind Nummer eins deklariert wurden, wurden es in den vergangenen zwei Jahrzehnten islamistische Terrornetze. Feindbilder aufzubauen ist eine bewährte Methode, von eigenen Defiziten abzulenken - das gilt für Staaten ebenso wie für Individuen.

---

34 Vgl. Roth a.a.O. S. 58f

35 Vgl. Schöne, Marcel: Pierre Bourdieu und das Feld der Polizei S. 154 f.

36 Vgl. Asmus, Hans-Joachim: Die Funktion des beruflichen Selbstbildes in der Transformationsphase der Polizei in den neuen Bundesländern, in: Ohlemacher, Thomas u.a. (Hrsg.): Empirische Polizeiforschung VIII: Polizei im Wandel? Organisationaskultur(en) und -reform S. 82

Polizei repräsentiert den Staat, das heißt in einer Demokratie die Wertvorstellungen herrschender Mehrheiten. Dass innerhalb einer Gesellschaft in der Regel weitgehend und Schichten übergreifend Konsens darüber herrscht, was Recht ist und was Unrecht, ist nicht zuletzt das Ergebnis struktureller Gewalt: paradoxerweise internalisieren gerade die Ausgegrenzten, die in der Hierarchie ganz unten stehen, die Maßgaben der Mächtigen am intensivsten<sup>37</sup> - auch dann noch, wenn sie dagegen verstoßen.

Deutlich hartnäckiger nämlich als der Einbrecher, der seine Tat als besonderen Fall eloquent rechtfertigt, obwohl er den § 243 Strafgesetzbuch im Allgemeinen und ganz grundsätzlich befürwortet<sup>38</sup>, grenzt sich der durchschnittliche Steuerhinterzieher mit einer Spaltung seiner Wahrnehmung zwischen Eigenem (*Gutem*) und Fremdem (*Bösen*) vehement gegen den gemeinen Kriminellen ab, mit dem er ja nun wirklich gar nichts zu tun hat - der Einbrecher versteht in der Regel seine Tat selbst als kriminell; dem Steuerhinterzieher gegenüber muss meist ein hartes Stück Überzeugungsarbeit geleistet werden, bis er zu dieser Einsicht gelangt.

Es gibt demnach Formen allgemein tolerierter Kriminalität, die sich in gesellschaftlich etablierten Schichten abspielen und sich eher als Kavaliersdelikte verstehen, und es gibt geächtete Formen von Kriminalität, die vorwiegend die der sozialen Ränder widerspiegelt, von der sich die herrschende Mehrheit distanziert und deren Urheber einen überproportionalen Anteil der Insassen von Gefängnissen ausmacht. Mit der Zuweisung des *Bösen* an die sozialen Ränder versichert sich die gesellschaftliche Mitte der Rechtmäßigkeit des eigenen zweifelhaften Lebensentwurfs.

Angesichts des verschärften moralischen Anspruchs, zu den *Guten* zu gehören, dem Polizisten gerecht zu werden haben - der Gesellschaft, ihrem Dienstherrn und sich selbst gegenüber -, muss das Ergebnis dieser Spaltung fast schon schizoide Züge annehmen. Die Möglichkeit der eigenen Negativität muss unter diesen Bedingungen vehement abgewehrt werden.

Roth sieht es so:

---

37 Eines der tragischsten Beispiele dafür sind die deutschen Juden, die sich über Jahrhunderte assimiliert, trotz zahlreicher Benachteiligungen ein erstaunliches Mäzenatentum und einen Patriotismus entwickelt haben, der seinesgleichen sucht. Nicht zuletzt der hohe Blutzoll, den sie im Ersten Weltkrieg für *ihre Vaterland* bezahlt haben, hat dazu geführt, dass sie lange nicht glauben konnten, dass das Naziregime sie mit derartiger Konsequenz vernichten würde.

38 Vgl. Roth a.a.O. S. 64

"Ich denke heute, daß Polizisten im Umgang mit Kriminellen oft nicht deshalb so überzogen reagieren, weil sie so gänzlich anders sind als diese, weil sie sich als eindeutig gut und diese als eindeutig schlecht begreifen können, sondern weil sie in dieser eindeutigen Weise anders sein wollen und sollen, es aber nicht sind. Sie haben wie alle Menschen eigene Anteile (und wohl auch ein unbestimmtes Gefühl davon), die sie den Kriminellen ähnlich machen, brauchen aber das Anderssein und produzieren es deshalb. Vielleicht ist dieses Anderssein, das Denken in Schwarz-weiß nötig, um mit den eigenen negativen Anteilen umgehen, mit ihnen fertigwerden, mit ihnen leben zu können."<sup>39</sup>

Das ist für den einzelnen Beamten so lange nötig, so lange die Rahmenbedingungen der Organisation dieses Schwarz-Weiß-Schema vorgeben. Sicher gelingt es dem einen besser als dem anderen, in diesem Dilemma eine gewisse Balance zu halten. Aber die Gefahr, im durchschnittlichen Delinquenten eben nicht nur den kleinen Dieb zu verfolgen, der er ist, sondern gleichzeitig auch noch die eigene verdrängte Destruktivität, die in ihm eine geeignete Projektionsfläche findet, ist im Polizeiberuf groß. Das Unbewusste wird in diesem Fall zu einem autonom agierenden Faktor.<sup>40</sup>

Dass dabei der Zwang zur eigenen Abgrenzung, der Selbstversicherung, zu den *Guten* zu gehören, der Überreaktionen provoziert, kein individuelles Problem einzelner Polizisten ist, sondern ein Strukturmerkmal der Institution, unterstreicht auch Rafael Behr, wenn er bemerkt:

"Die Polizei lebt und lehrt in einer ziemlich durchgängigen Dichotomie von gut und böse, Recht und Unrecht, richtig und falsch, "anständiger Bürger" und "Drecksack" usw. Es gelingt ihr im wesentlichen nicht, im Modus eines "sowohl als auch" zu denken... Polizeischüler lernen, Normverletzungen als etwas zu betrachten, was schlechte, mindestens aber defizitäre Menschen tun."<sup>41</sup>

Sich unter diesen dichotomen Bedingungen den problematischen Anteilen des eigenen Verhaltensrepertoires und Denkens zu stellen, würde bedeuten, sich selbst als defizitär zu verstehen und damit eine Abwertung der eigenen Persönlichkeit vorzunehmen, die mit einem gesunden Selbstwertgefühl nicht vereinbar ist.

Das zentrale Problem dabei ist, dass hier die Tat als Charaktermerkmal definiert und mit dem Täter gleich gesetzt wird: Wer Straftaten *begeht*, so wird hier vorausgesetzt, *ist* ein Straftäter. Wer Schwächen *hat*, *ist* schwach. Der

---

39 Roth a.a.O. S. 70

40 Vgl. Böllinger/Lautmann a.a.O. S. 55

41 Behr, Rafael: Paradoxien gegenwärtiger Polizeiarbeit in Deutschland, in: Lange, Hans-Jürgen (Hrsg.): Staat, Demokratie und innere Sicherheit in Deutschland S. 232

Polizist, der seine eigenen kriminellen Seiten offenbart, ist kein Polizist mehr. Dass der Straftäter nebenbei vielleicht auch ein ganz normaler Mensch mit einer sozialen Ader ist und, wer Schwächen hat, daneben vielleicht auch eine ganze Menge Stärken besitzt, fällt nicht mehr ins Gewicht. Dass darüber hinaus vielleicht gerade vermeintliche Schwächen Stärken sein könnten, ist gleich gar nicht denkbar.

Thomas Fischer, Vorsitzender des 2. Strafsenats des Bundesgerichtshofs, macht in diesem Zusammenhang auf die zweifelhafte Herkunft solcher Definitionen im deutschen Strafrecht und ihre fatalen Folgen aufmerksam und fordert die längst überfällige Überarbeitung des deutschen Strafgesetzbuchs:

"So sind der Mörder und der Totschläger auf uns gekommen, mitsamt dem Plünderer, dem Vergewaltiger und dem Kinderschänder: auf einer braunen Schleimspur... Der Tätertyp sitzt wie ein schwarzer Knoten in unseren Herzen... Die Selbstgewissheit, mit der wir dabei über selbst definierte "Niedrigkeit" menschlicher Motive urteilen, erscheint mir seit Langem unheimlich. Zu offensichtlich ist, dass sie nur eine Folge von Definitionsgewalt ist... Jeder Verbrecher ist, die meiste Zeit seines Lebens, nicht Räuber, sondern Sohn, nicht Plünderer, sondern Kollege, nicht Mörder, sondern Nachbar"<sup>42</sup>

Marshall B. Rosenberg dagegen verweist auf die Rechtspraxis des Naturvolkes der Negrito, das, statt einen Menschen, der seinem Nachbarn etwas gestohlen, sein Haus angezündet oder sich sonst sozial schädlich (also in unserem Verständnis kriminell) verhalten hat, zu verurteilen und zu bestrafen, ihm eine bemerkenswerte, Ressourcen orientierte Gruppentherapie angedeihen lässt: Die Negrito nehmen den Übeltäter in ihre Mitte und lassen sich einen ganzen Tag lang Zeit, ihm ins Gedächtnis zurückzurufen, womit er seine Mitmenschen in der Vergangenheit schon bereichert hat, um ihm und der ganzen Gemeinschaft zu vergegenwärtigen, was er an guten Seiten hat und was für ein feiner Kerl er doch eigentlich ist.<sup>43</sup>

Das klingt für uns, die wir gewohnt sind, die *Guten* zu belohnen und die *Bösen* zu bestrafen, befremdlich bis naiv. Dass unser eigenes vertrautes System der Bestrafung, an dem wir wider besseren Wissens hartnäckig festhalten, erwiesenermaßen noch keinen Menschen sozial verträglicher gemacht hat, sollte uns doch nachdenklich machen und Alternativen erwägen lassen.

Weltweit befassen sich Psychologen seit geraumer Zeit mit dem Phänomen

---

42 Fischer, Thomas: Völkisches Recht. In: DIE ZEIT 51/2013 S.8

43 Vgl. Rosenberg, Marshall B.: Konflikte lösen durch gewaltfreie Kommunikation S. 74

der Resilienz, jener Widerstandskraft also, die manche Menschen auch angesichts widerwärtigster Lebensumstände Ressourcen mobilisieren lässt, die sie unverwundbar machen, und der Frage, wie sich diese heilsame innere Kraft erschließen lässt. Resilienz ist eine Schlüsselkompetenz, die Opfern von Gewalt ebenso helfen kann, das Erlebte zu verarbeiten, wie potenziellen Tätern; denn in vielen Fällen sind Täter Opfer, bevor sie zu Tätern werden, weil ihnen eben diese Kompetenz fehlt.

Die Negrito haben uns da einiges voraus. Sie legen einen Menschen wegen einer bösen Tat nicht auf Boshaftigkeit als wesentlichen Charakterzug fest. Sie gehen im Gegensatz davon aus, dass hier ein Unfall vorliegt, ein Mensch von seinem eigentlichen Wesen abgeschnitten wurde, und sie als Gemeinschaft dafür zuständig sind, dem Verunfallten zu helfen, wieder heil zu werden, Zugang zu sich selbst und zur Gemeinschaft zu finden. Und sie wählen dafür folgerichtig die Methode der Mnemotechnik als Schlüssel zur Identität.

### 4.1 Das Böse am Guten

Was aber ist nun das *Böse* am Bösen, das es so bedrohlich macht, dass es sich im Extrem als zweite Existenz abspaltet, einen dunklen Doppelgänger produziert, wie es im Fall Stefan Schubert exemplarisch vorgeführt wird?

Das Vertrackte an dualistischen Weltbildern ist, dass sie keine Zwischentöne zulassen, keine Ambivalenzen mitdenken. Es gibt nur ein Entweder-Oder. Entweder Verbrecher oder liebevoller Vater. Entweder Polizist oder Hooligan. Entweder gut oder böse. Dass ein Freizeithooligan gleichzeitig ein guter Polizist sein kann, ist eine Vorstellung, die in diesem Denken keinen Platz hat.

Dass ein Verhalten, das hier und heute als strafbar gilt, zu einer anderen Zeit in einer anderen Region der Welt mit gutem Grund gesellschaftlich akzeptiert sein kann, fällt aus diesem Rahmen. Dass jeder Mensch aus ganz unterschiedlichen Persönlichkeitsanteilen besteht, also niemand nur gut oder nur böse ist, und dass wider Erwarten das Böse Gutes bewirken kann, kommt in diesem reduzierten Denken nicht vor.

Dabei basiert ein nicht unwesentlicher Teil unseres Wirtschaftssystems auf der Annahme, dass der Egoismus des Einzelnen (und Egoismus ist in Kategorien abendländischer Moral nicht unbedingt als positiver Charakterzug einzustufen) sich zum Wohl der ganzen Gesellschaft auswirkt.<sup>44</sup>

"Glaubt man Niklas Luhmann, so war es exakt diese Erfahrung, nämlich dass als unmoralisch klassifizierte Haltungen wie der Egoismus so den Tatendrang anregen, dass sie als Kollateralnutzen das allgemeine Wohl befördern, während umgekehrt gute Vorsätze bekanntlich häufig den Weg zur Hölle pflastern"<sup>45</sup>

Dass der Wirtschaftsliberalismus soziale Schwächen aufweist und sicher nicht allen nützt, dürfte unstrittig sein; deshalb flankieren verantwortungsbewusste Regierungen ihn mit entsprechenden Maßnahmen.

Dass Weltbeglückungsversuche jeglicher Couleur in der Regel zu Katastrophen führen, dafür gibt es von der heiligen Inquisition bis zu den Mujaheddin

---

<sup>44</sup> Vgl. Smith, Adam: Der Wohlstand der Nationen

<sup>45</sup> Oberndorfer, Bernd: Ihr werdet sein wie Gott. Die Raffinesse des Bösen. In: Fromholzer, Franz u.a. (Hrsg.): Noch nie war das Böse so gut, S. 59

zahllose Beispiele. Das *Böse*, das die selbst ernannten *Guten* so erbittert verfolgen, ist nichts anderes als das, was sie angesichts ihrer übermenschlichen Moralvorstellungen an sich selbst verleugnen. Wo Gut und Böse absolut gesetzt und nicht mehr in ihrer Relativität wahrgenommen werden, da geht Grundsätzliches schief, denn alles Absolute duldet keine anderen Welt- und Lebensentwürfe neben sich und wird damit totalitär.

Mit ihrem Alleinvertretungsanspruch diskreditieren sich sogar die aufgeklärtesten Denkansätze letztlich selbst. Mit durchaus aktuellem Bezug weist der Münsteraner Professor für Islamische Religionspädagogik Mouhanad Khorchide auf ein historisches Beispiel hin: die Mu'tazila, eine fortschrittlich-rationalistische theologische Schule innerhalb des Islam, die ihren Höhepunkt im 8./9. Jahrhundert erreichte, avancierte unter den Abbasiden zur Staatsdoktrin und führte erstmalig im Islam eine Inquisition ein. Ihre eigene Intoleranz strafte sie Lügen und provozierte so erbitterten Widerstand, dass sie selbst am Ende verfolgt wurde.<sup>46</sup>

Als Vertreter eines liberalen Islam in Deutschland ist sich Khorchide seiner prekären Position also bewusst: von Staat und christlichen Kirchen bewundert und hofiert, bei den Konservativen in den eigenen Reihen umstritten bis angefeindet, muss er Balance halten und im offenen Dialog bleiben, um nicht an Glaubwürdigkeit einzubüßen und dem Vorwurf ausgesetzt zu sein, letztlich den Liberalismus nicht weniger fundamentalistisch zu betreiben als die Ultraorthodoxen ihren Dogmatismus. Die Wahrheit hat er ebenso wenig gepachtet wie sie. Nur indem er das klar macht und Toleranz gegenüber anderen Positionen praktiziert, bleibt er glaubwürdig.

Leo Poljak macht diesen Zusammenhang in seinem nach wie vor lesenswerten Buch "Vom guten Bösen. Über Ethik und Tiefenpsychologie" unmissverständlich deutlich:

"der Glaube an Gut und Böse ist gleichbedeutend mit Konfliktverleugnung... Nicht das Böse haben wir zu fürchten, sondern die erhebenden Gefühle gut zu sein, recht zu haben... Menschliche Güte und Gerechtigkeit dürften bedeutend mehr Menschen in den Himmel befördert haben als menschliche Bosheit"<sup>47</sup>

---

46 Vgl. Khorchide, Mouhanad: Freiheit heißt nicht Beliebigkeit. In: DIE ZEIT 47/2013 S. 66

47 Poljak, Leo: Vom guten Bösen S. 120

Und kaum einer hat das literarisch in so eindrücklicher Dramatik geschildert wie Kleist in seinem "Michael Kohlhaas"<sup>48</sup>, dessen unbändiger Wunsch nach Gerechtigkeit ihn zum Kriegstreiber und Mörder werden lässt. Er opfert ihm sein Glück und das derer, die er liebt. Er stürzt Unbeteiligte ins Verderben; und die Gerechtigkeit, die er am Ende erhält, ist eine Farce. Das einmalige Erleiden von Ungerechtigkeit ist zu seinem Lebensinhalt geworden. Alles, was ihm je an Gerechtigkeit und Glück widerfahren ist und dies längst aufgewogen hätte, zählt für ihn nicht mehr.

Etwas hier gerät aus dem Lot, macht einer Maßlosigkeit Platz, die die Qualität seiner Beziehung zu anderen Menschen auf die banale Frage reduziert: wer ist für und wer ist gegen mich? Jede Form der Reflexion und Abwägung, der kritischen Haltung sich selbst gegenüber bleibt dabei auf der Strecke. "Michael Kohlhaas" ist eine Parabel auf den Totalitarismus jeglicher Provenienz, der aus dem Ressentiment entsteht und noch das schlimmste Verbrechen im Namen der guten Sache legitimiert.

Es ist kein Zufall, dass gerade dieses Stück auf der Bühne ständig Neubearbeitungen erfährt und erst kürzlich wieder fürs Kino verfilmt wurde. Es ist ein Stück von zeitloser Aktualität. Es ist ein Stück, das der Polizei vieles über die zu sagen hat, die sie im Namen der Zivilgesellschaft zur Verantwortung zu ziehen hat - und vielleicht noch mehr über sich selbst und die Risiken und möglichen Nebenwirkungen des eigenen beruflichen Selbstverständnisses.

## 4.2 Das Gute am Bösen

Dass umgekehrt das latente Böse als Qualität einer Persönlichkeit - auch in beruflicher Hinsicht - ins Rennen geschickt werden kann, darum geht es in dieser Arbeit. Ein hypothetisch konstruierter durch und durch *guter* Polizist wäre praktisch ein *schlechter* Polizist, weil ihm sein Metier völlig fremd sein müsste, und er außerdem, seinem überhöhten Anspruch an sich selbst entsprechend, Delinquenten mit unnachsichtiger Härte verfolgen und damit selbst zum Unmensch werden, sich die Hände schmutzig machen würde.

---

48 Vgl. Kleist, Heinrich v.: Michael Kohlhaas

Dass gerade Polizisten eine Affinität zu bestimmten Formen devianten Verhaltens haben, liegt eigentlich nahe und ist zunächst einmal normal. Dass sich diese Affinität auch in einer vordergründig übereifrigen Gesetzestreue ausdrücken kann, sollte, den bisherigen Ausführungen folgend, nicht verwundern. Der Wille *gut* zu sein, verdrängt die negativen Anteile des Selbst ins Unbewusste und idealisiert die eigene Realität. Dazu braucht er die *Kriminellen* als Projektionsfläche.<sup>49</sup>

Ein offensiver Umgang mit den eigenen Schattenseiten könnte da Transparenz schaffen. Der Reiz des Verbotenen hört mit der Kindheit ja nicht auf. Grenzgänge gehören zur Persönlichkeitsentwicklung über die Pubertät hinaus. Wer im Beruf Begeisterung und Engagement an den Tag legen soll, der braucht Spielraum, um querzudenken oder auch aus Erfahrungen zu schöpfen, die vielleicht nicht im Lebenslauf stehen sollten. Das ist kein Plädoyer für Kriminalität innerhalb der Polizei, sondern der Appell, eine gute Umgangsweise mit den eigenen Schattenseiten zu finden.<sup>50</sup>

Die These dieser Arbeit lautet deshalb: erst die Selbststilisierung des *Wir sind die Guten* führt dazu, dass die nicht hoffähigen Seiten innerhalb der Polizei, verdrängt und verschwiegen, ihr destruktives Potenzial entfalten. Denn wer allzu sehr unter dem Druck steht, das *Böse* in sich nach außen zu projizieren, ihm nicht ins Auge sehen zu können, den fällt es von hinten an.<sup>51</sup> Der offene und vorurteilslose Umgang mit Defiziten, Ressentiments, Frustration, Rachefantasien, der Faszination von Gewalt und vergleichbaren Emotionen dagegen könnte die konstruktive Kraft dieser zutiefst menschlichen und nachvollziehbaren Gefühle freilegen. Denn indem wir das *Böse* projizieren, produzieren wir es erst.<sup>52</sup>

Das Diktum *Wir sind die Guten* ist eine Selbstüberforderung, die Ausweichmanöver provoziert statt Ehrlichkeit im Umgang mit sich selbst und anderen. Statt an einem unrealistischen Selbstkonzept festzuhalten, das nur um den

---

49 In diesem Kontext wäre es reizvoll, zu untersuchen, inwiefern das gesellschaftliche Bedürfnis nach immer größerer Sicherheit verbunden mit einer immer geringeren Toleranz gegenüber Gewalt mit dem Phänomen korreliert, dass der Kriminalroman, vormals in der Trivialliteratur angesiedelt, sich sukzessive in der literarischen Hochkultur etabliert. Sublimieren wir so eine Aggression, die in der zivilisierten Gesellschaft keinen Platz mehr hat?

50 Vgl. Fromholzer, Franz: Einführung, in: Ders. u.a.(Hrsg.): Noch nie war das Böse so gut S. 11

51 Vgl. Klosinski, Gunther: Das Böse unter dem Aspekt der Kindesentwicklung, in: Faulstich, Werner (Hrsg.): Das Böse heute S. 215

52 Vgl. Kast a.a.O. S. 67

Preis der Verbiegung der Wirklichkeit aufrecht zu erhalten ist, wäre die Anpassung des Selbstkonzeptes an die Wirklichkeit eine Option.<sup>53</sup> Die ist allerdings verbunden mit der tiefgreifenden Furcht vor Identitätsverlust. Und diese Furcht wiederum ist umso größer, je weniger sicher sich jemand der eigenen Identität ist, die er mit allen Mitteln glaubt, verteidigen zu müssen.

Dem gegenüber kann, wer ein stabiles Kohärenzgefühl ausgebildet hat, viel offener, flexibler und anpassungsfähiger reagieren. Kohärenz bedeutet, dass sich ganz unterschiedliche Charaktereigenschaften zu einer lebendigen Persönlichkeit zusammengefügt haben: angenehme und weniger angenehme. Solch eine Persönlichkeit muss kein Ideal ihrer selbst verteidigen, sondern akzeptiert sich selbst - und folglich auch andere - in ihrer Ambivalenz.

Ebenso wie jeder sich im Laufe seines Lebens verändert, ohne sich dabei von sich selbst zu entfremden - das Kind, der Jugendliche, der beruflich Engagierte sind immer noch Teil auch des reifen und gealterten Menschen - , braucht auch eine Organisation Integrationskräfte, die Kontinuität im Wandel gewährleistet und dabei die Schattenseiten nicht ausklammert, sondern sich mit ihnen als elementarem Anteil des eigenen Profils auseinandersetzt.

Würde man es, statt den eigenen Widersprüchen auszuweichen, auf eine Kollision mit ihnen ankommen lassen, ließe sich möglicherweise etwas entdecken: Das *Gute* am *Bösen*. Es würde sich herausstellen, dass nichts einer Sache so nahe ist wie ihr Gegenteil, weil das eine ohne das andere gar nicht denkbar ist. Es würde sich herausstellen, dass, was *gut* und was *schlecht* ist, sich von Situation zu Situation verändert, dass gerade moralisches Handeln unterm Strich verheerende Auswirkungen haben kann und gleichzeitig mit ein bisschen Trickseriei beste Ergebnisse erzielt werden (nur darf das offiziell nicht sein); dass das Entweder-Oder viel eher ein Sowohl-Als-Auch ist; dass das Denken in Kategorien von Schwarz-Weiß, blindes, weil realitätsfremdes Denken ist.

---

53 Vgl. Bosold, Christiane: Polizeiliche Identität & berufliche Entwicklung, in: Ohlemacher, Thomas u.a. (Hrsg.): Empirische Polizeiforschung VIII S. 110f.

### 4.3 Die Unhintergebarkeit von Ambivalenz

Der Weg aus diesem Denken heraus führt zwangsläufig in Grauzonen, auf unsicheres Terrain, verlässt das abgesteckte Feld vermeintlicher Gewissheiten. Autoren wie Bernhard Schlink<sup>54</sup> oder Ferdinand von Schirach<sup>55</sup>, so der Theologe und Historiker Gerhard Besier

"faszinieren den kritischen Leser und entsetzen den braven Bürgerchristen, weil sie das scheinbar Eindeutige ins Zufällige, Ambivalente und Vieldeutige hinein auflösen und die damit als allgemeingültig proklamierten Werte, Normen und Glaubenswahrheiten ins Wanken bringen"<sup>56</sup>

Beide zeichnen ihre fiktiven oder auch von realen Vorbildern inspirierten Charaktere als ganz normale Menschen mit Stärken und Schwächen, lebensnah und in vielerlei Hinsicht sympathisch. Sie bringen sie ihren Lesern buchstäblich nahe. Dass sie zu Verbrechern werden, passiert so zufällig, dass es jedem anderen genauso zustoßen könnte. Es erscheint als eine Laune des Schicksals. Gerade das ist es, was diese Gestalten einem so unheimlich macht: das Verbrechen, die Schuld, die sie auf sich laden, ist nicht auf einen schlechten Charakter zurückzuführen, nicht auf eine böartige Veranlagung, die irgendwann durchbricht; es passiert ihnen aufgrund unglücklicher Umstände wie anderen ein Unfall. Es könnte einem selber ebenso passieren. Im Prinzip können diese Täter nichts für ihre Taten, jedenfalls nicht viel mehr als andere dafür können, vom selben Schicksal verschont zu bleiben. Von diesen Charakteren kann man sich nicht so einfach abgrenzen. Man hat zu viel mit ihnen gemeinsam.

Eben dieser Umstand geht denen unter die Haut, die sich schon immer mit den eigenen Widersprüchen auseinandersetzen, sich ihrer selbst nicht sicher sind und sich beim Lesen fragen, ob sie nicht vielleicht morgen in die Lage kommen könnten, ein Verbrechen zu begehen; und er erschreckt die anderen, die sich ihre Sicherheit aus vermeintlich unerschütterlichen Gewissheiten zusammengezimmert haben und fürchten, aus dem Paradies der Selbstgerechtigkeit verjagt werden zu können.

Es sind die Künstler, die den Mut (und durch das Medium der Fiktion die in-

---

54 Schlink, Bernhard: Der Vorleser, Zürich 2002. Ders.: Sommerlügen, Zürich 2012

55 Schirach, Ferdinand von: Verbrechen, München 2010. Ders.: Schuld, München 2012

56 Besier, Gerhard: Weder gut noch böse, S. 27

volviert-distanzierte Möglichkeit) dazu haben, ihr Selbstverständnis bis an eine Schmerzgrenze in Frage zu stellen, die einer stillschweigenden Übereinkunft nach nicht zu überschreiten ist. "Bruder Hitler" (1939) von Thomas Mann und "Bruder Eichmann" (1986) von Heiner Kipphardt sind ebenso verstörende wie entlarvende Versuche, vor der Wahrheit der eigenen Destruktivität die Augen nicht zu verschließen. Sie misstrauen dem Diktum des *Böse-sind-nur-die-Anderen* und stöbern das Monströse im Eigenen auf, das das kollektive Böse erst möglich gemacht hat, um ihm nicht weiter hilflos ausgeliefert zu sein:

"sie erwägen Ähnlichkeiten zwischen Kain und Abel und Ähnlichkeiten mit uns allen, sie erwägen, systemtheoretisch gesprochen, die Einheit der Differenz von gut und böse."<sup>57</sup>

Der Weg aus dem Schwarz-Weiß-Denken heraus führt auch in die Realität einer Gesellschaft der Ambivalenz, der kulturellen Vielfalt, der Parallelgesellschaften, die keinen allgemeingültigen Normen folgen, in der situativ mit unterschiedlichen Maßen gemessen wird und sich, was in einer Situation gut und richtig scheint, in einer anderen als fataler Irrtum erweist.

Gerade aber eine Institution wie die Polizei, die sich in allem, was sie tut, auf rechtliche Vorgaben berufen können muss, neigt definitionsgemäß dazu, Ambivalenzen als Mangel zu verstehen und in vermeintliche Eindeutigkeiten aufzulösen, um Situationen handhabbar zu machen und zuordnen zu können.<sup>58</sup> Das bringt vordergründig Sicherheit. Sachverhalte werden im Sinne der Definitionsmacht des Staates klassifiziert. Wer oder was sich dieser Kategorisierung subversiv entzieht, ist automatisch als verdächtig.<sup>59</sup> Nach diesen Kriterien hergestellte öffentliche Sicherheit und Ordnung ist prekär, weil sie nach dem Prinzip des Einschließens und Ausschließens die Gesellschaft im Zweifelsfall spaltet, statt Rechtsfrieden herzustellen.<sup>60</sup>

Mit dieser Methode wird keine neue Realität geschaffen, sondern die Fiktion einer Ordnung aufrecht erhalten, die sich genauso hartnäckig wie kräftezehrend gegen eine unordentliche Wirklichkeit stemmt und damit genau das Problem schafft, das zu bekämpfen sie sich zum erklärten Ziel gemacht hat.

---

57 Scheffer, Bernd: Das Gute am Bösen. In: Werner Faulstich (Hrsg.): Das Böse heute S. 266

58 Vgl. Baumann, Zygmunt: Moderne und Ambivalenz, S. 90

59 Vgl. Baumann a.a.O. S. 23

60 Vgl. Baumann a.a.O. S. 13f.

Denn, wie Zygmunt Baumann anschaulich erklärt:

"Chaos ist der Abfall, der bei der Produktion von Ordnung anfällt (...) Irrationalität, Chaos, Fremdheit, Ambivalenz (...) sind auf dieselbe Weise Nebenprodukte des Planungsehrgeizes, wie Unkraut das Produkt der gärtnerischen Entwürfe ist."<sup>61</sup>

Das eine entsteht erst aus der Definition des anderen. Es ist *eine* mögliche Interpretation der Wirklichkeit, eine, die aus dem Zwang heraus, Eindeutigkeit herzustellen, erst Spaltung erzeugt. Unkraut<sup>62</sup> ist aus anderer Perspektive betrachtet oft Heilkraut. Das Böse entsteht erst mit der Postulierung des Guten als Wertsetzung, ist also ein sekundärer Prozess der Zuschreibung und alles andere als absolut. Das Primäre, Unmittelbare - oder um es mit der theologischen Metapher auszudrücken: der Zustand vor dem Sündenfall der Erkenntnis - kennt keine Unterscheidung und keine Moral. Primär ist alles neutral.

#### 4.4 Ambivalenz als Kompetenz

Im Fokus erfolgreiche Polizeiarbeit in einer modernen Demokratie steht der Begriff *accountability*. Das bedeutet, dass Polizei sich an den Kategorien Fairness und Gerechtigkeit zu orientieren hat, um für die Bürger berechenbar zu sein. Polizeiliches Handeln muss nachvollziehbar sein, um respektiert zu werden.<sup>63</sup> Das erfordert Flexibilität und Anpassung an eine disparate Gesellschaft im Wandel und Fingerspitzengefühl für aktuelle Sensibilitäten und Spezifika von Rand- und Subkulturen. Der Polizei kommt hier eine integrative Funktion zu.

Denn eine Gesellschaft braucht Normen, um zu bestehen, und Normüberschreitungen, um sich zu entwickeln. Das ist letztlich auch das Grundthema des Mephisto-Motivs wie Goethe es auf der Grundlage älterer Vorlagen dramatisch ausgearbeitet und Schelling in seiner "Philosophie der Offenbarung" luzide analysiert hat:

---

61 Baumann a.a.O. S. 162f.

62 man denke etwa an den Löwenzahn oder die Brennnessel

63 Vgl. Kersten, Harald: "Polizeiwissenschaft". Eine programmatische Standortbestimmung. In SIAK Journal 1/2012 S. 8f

"Das Böse ist der gute Geist der Möglichkeiten, der stets verneint und widerspricht, weil er allem Starren entgegengesetzt ist. Nur deshalb erscheint er als "Feind der Kreatur", die, sich selbst überlassen, zur völligen Unbeweglichkeit erstarren würde."<sup>64</sup>

In diesem Spannungsfeld zwischen Norm und Normüberschreitung, Stabilität und Entwicklung kommt der Polizei, will sie ihrem Auftrag innerhalb einer postmodernen multikulturellen Gesellschaft gerecht werden, eine Schlüssel-funktion als Moderator zu. Monokulturen, das haben effizient an der Biodiver-sität vorbei geplante Aufforstungsprogramme unmissverständlich vor Augen geführt, überleben weder Sturm noch Borkenkäfer. Ausschließlich von einem Industrie- oder Wirtschaftszweig abhängige Regionen sind weitaus krisenan-fälliger als solche, die auf Diversifikation setzen. Und Gegenden, in denen verschiedene Ethnien in konstruktivem Austausch miteinander leben, bringen es in der Regel zu wirtschaftlicher und kultureller Blüte. Die Vitalität und Dy-namik einer Gesellschaft beruht auf einer gut integrierten Vielfalt, einer auf Stabilität gründenden Flexibilität.

Insofern spielen die sogenannten *soft skills* wie fast überall auch innerhalb der Polizei eine immer größere Rolle. Kommunikative Fähigkeiten, psycholo-gische und pädagogische Qualitäten, Empathie und ein Gefühl für den Zeit-geist puffern die klassischen Tugenden staatlicher Autorität.

Polizisten, die in der Lage sind, sich mit ihren eigenen Widersprüchen aus-einander zu setzen, haben beste Voraussetzungen, der Komplexität ihres Berufes und den unterschiedlichen Menschen, mit denen sie zu tun haben, gerecht zu werden. Einen derart sozialen Beruf auszuüben, verlangt Persön-lichkeit. das heißt den ganzen Menschen, einen Menschen mit Licht- *und* Schattenseiten. Ambivalenz in diesem Sinne als Qualität zu verstehen, als Mehrwert im wörtlichen Sinne, als Horizonterweiterung, das sollte zur polizei-lichen Grundausbildung gehören.

Zu diesem Konzept gehört eine personelle Auswahl, die nicht nur auf Reprä-sentativität hinsichtlich sozialer oder ethnischer Herkunft sowie Geschlechter-parität achtet, sondern auch auf das Potenzial von Menschen mit Brüchen in der Biografie oder Quereinsteigern aus anderen Berufen, also auf Vielfalt un-ter der Uniform.

---

64 Schelling, F.W.J. von: Philosophie der Offenbarung Bd. 11 S. 271

Denn ein gutes Team braucht den Kollegen, der ursprünglich ein Handwerk gelernt hat, genauso wie den Studienabbrecher und Weltenbummler, den, der sich erfolgreich durchs Leben geboxt und sich auf dem Schulhof das ein oder andere Mal mit einer Prügelei Respekt verschafft hat, ebenso wie den, der in einer Lebenskrise durch eine Depression gegangen ist und vielleicht eine medikamentöse Behandlung und eine Therapie hinter sich hat.

Glatte Lebensläufe sind keine Garantie für psychische Belastbarkeit und Nervenstärke. Gerade eine überwundene Krise kann einen Menschen stärken, seine Resilienz erhöhen und ihn deswegen für Situationen als geeignet prädestinieren, in denen es Polizei mit Menschen in psychischen Grenzsituationen zu tun hat und Fingerspitzengefühl gefragt ist. Ebenso wie ein technischer Erstberuf im Einbruchsdzernat oder ein pädagogischer im Bereich Kinder- und Jugendkriminalität nicht schaden kann, können bewältigte Lebenskrisen die persönliche und berufliche Kompetenz auch bei der Polizei erweitern. Denn

"Tatsächlich wird Lebenserfahrung nur dann als ambivalent gesehen, wenn ein Leben ohne Mehrdeutigkeit als eine mögliche Option erscheint."<sup>65</sup>

*Stärken* und *Schwächen* definieren sich wie *gut* und *böse* erst unter dem Primat dualistischen Denkens, jenes Prinzips des Entweder-Oder, das in krassem Gegensatz zur dynamischen und komplexen Realität der gegenwärtigen Gesellschaft steht, deren Spiegel Polizei sein muss, um sich ihr gegenüber adäquat verhalten zu können. Es gehört deutlich mehr Nervenstärke dazu, eine prekäre Situation mit Sensibilität und psychologischem Einfühlungsvermögen zu entschärfen als sie mit Abgebrühtheit im Zweifelsfall aus dem Ruder laufen zu lassen.

---

65 Baumann a.a.O. S.329

### 5.1 Lob des Schattens

"Lob des Schattens" ist der Titel eines Essays des japanischen Schriftstellers Tanizaki Jun'ichiro aus den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Er gilt als Schlüsseltext der japanischen Ästhetik und grenzt die östliche gegen die westliche Kultur anhand ihres Verhältnisses zum Licht ab. Während der Fokus des abendländischen Selbstverständnisses auf einer maximalen Ausleuchtung der Dinge beruht, die scharfe Konturen zeichnet, so Jun'ichiro, findet die östliche die Vollkommenheit im verschatteten Licht der weichen Übergänge. Diese Beleuchtung der Dinge im Zwielflicht löst Gegensätze in miteinander Vereinbares auf.<sup>66</sup>

Der Kunsthistoriker Ernst H. Gombrich rät zu Anfang seines Essays über den Schatten zu dem spielerischen Experiment, im Dunkeln von Straßenlaterne zu Straßenlaterne zu gehen und dabei zu beobachten, wie der eigene Schatten sich dabei duckt und wieder streckt, sich den eigenen Konturen einmal angleicht, dann wieder bis zur Unkenntlichkeit verformt.<sup>67</sup>

Das Spiel eignet sich bestens dazu, sich mit dem Phänomen des Schattens vertraut zu machen. Er klebt einem genauso fest an den Sohlen wie er sich unkontrolliert verselbstständigt. Je nach Lichtquelle und Beleuchtungswinkel grenzt er sich scharf vom Hintergrund ab oder verfließt fast mit ihm. Der Schatten verfügt über eine nahezu grenzenlose Flexibilität, und wo Licht ist, ist er unvermeidbar da. Wer dagegen "im Schatten steht", der ist selbst unsichtbar. Und "über den eigenen Schatten zu springen" ist eine übermenschliche, weil eigentlich unmögliche Leistung.

So unmöglich er sich fassen lässt, so wenig lässt sich der Schatten einer wissenschaftlichen Disziplin zuordnen. In der Astronomie spielt er eine ebenso große Rolle wie in der Architektur, in der Physik ebenso wie in der Psychologie. Die Literatur - allen voran die romantische - ist voll von Schattenexistenzen und solchen, die ihren Schatten verloren haben.

Schon immer hat ihr eigener Schatten und der anderer die Menschen ebenso

---

<sup>66</sup> Vgl. Jun'ichiro, Tanizaki: Lob des Schattens

<sup>67</sup> Vgl. Gombrich, Ernst H.: Schatten. Ihre Darstellung in der abendländischen Kunst, S.14f.

fasziniert wie beängstigt. Und schon immer konnte es gefährlich sein, über ihn hinweg zu sehen. Schattendeutung ist auch ein Zweig der Militärtechnik, und kann im Krieg über Tod oder Leben entscheiden.<sup>68</sup>

Zahllose Redewendungen zeugen von seinem bedrohlichen Charakter: ein "Schatten auf der Lunge" lässt eine möglicherweise todbringende Krankheit befürchten. Wer einen "Schatten hat", ist nicht ganz zurechnungsfähig. Wer nur noch ein "Schatten seiner selbst" ist, ist ein gebrochener Mensch. Das Jenseits gilt als "Reich der Schatten", denn wer keinen Schatten mehr hat, der ist zum Schatten geworden.

Der Schatten ist der sichtbare Beweis dafür, dass etwas Substanz hat, ein ebenso zuverlässiger wie flüchtiger, weil selbst substanzloser Garant der Wirklichkeit, der deshalb schon früh in der Geschichte der Menschheit und Kulturen übergreifend mit der Seele assoziiert wird.

"Vorstellungen, nach denen Schatten und Seele, Schatten und Wesen der Persönlichkeit in einer Beziehung zueinander stehen, sind...sehr alt... Oft werden auf den Schatten negative Aspekte der Persönlichkeit projiziert, eben dies, was die Schattenseite genannt wird."<sup>69</sup>

## 5.2 Schatten der Seele

Ohne die einzelnen Schulen im Detail voneinander abzugrenzen, kann man sagen, dass die Tiefenpsychologie im Allgemeinen davon ausgeht, dass es zur Persönlichkeitsbildung dazugehört, neben den positiven auch die als negativ begriffenen Schattenseiten der eigenen Persönlichkeiten zu konfrontieren und ins Selbstbild zu integrieren.

Nachdem die Psychoanalyse aufgrund mangelnder empirischer Evaluierbarkeit lange im Schatten anderer therapeutischer Ansätze stand, erhält sie in den letzten Jahren zunehmend Bestätigung durch die Neurowissenschaften - eine späte Ehre für den Neurologen Freud. Der Neurowissenschaftler und Nobelpreisträger Eric Kandel attestiert ihr ein Verständnis der Psyche, das kohärenter und ergiebiger ist als alle anderen Ansätze<sup>70</sup>.

---

68 Vgl. Tenner, Edward: Der Schatten in Wissenschaft und Technik, in: Götz, Matthias u.a. (Hrsg.): Schatten, Schatten S. 55

69 Skojaeei Kawan, Christine: Menschen ohne Schatten, in: Götz, Matthias u.a. (Hrsg.): Schatten, Schatten S. 58

70 Vgl. Solms, Mark/Turnbull, Oliver: Das Gehirn und die innere Welt S. 505

Die folgenden Überlegungen basieren im Wesentlichen auf dem Schattenkonzept C.G. Jungs, wie es die Psychoanalytikerin Verena Kast in ihrer Studie "Der Schatten in uns. Die subversive Lebenskraft" aufgreift. Der Ansatz ist deshalb für die vorliegende Arbeit so interessant, weil er nicht allein die pathologische Seite des psychologischen Schattens beleuchtet, sondern explizit auf die Ressourcen abhebt, die im Schatten liegen.<sup>71</sup>

Jung grenzt dabei die "Persona", das heißt die Persönlichkeit, als die wir uns zeigen und die sich aus unserem eigenen Ichideal und unserer Vorstellung davon zusammensetzt, wie andere Menschen uns sehen wollen, gegen den "Schatten" ab, das heißt die Persönlichkeitsanteile, die wir verstecken, weil sie sozial unerwünscht sind, als Charakterschwäche gelten und uns deshalb beschämen und erschrecken.<sup>72</sup>

Was als Licht- und was als Schattenseite des Selbst empfunden wird, hängt also zu einem kleinen Teil von subjektiven Vorstellungen ab, wird aber überwiegend von der Mikro- und Makrokultur bestimmt, durch die ein Mensch geprägt ist, also durch Erziehung und Sozialisation. Das heißt es gibt Seiten an einem selbst, die man nicht lebt, weil sie mit einem gesellschaftlichen Tabu belegt sind, das man so weit inhaliert hat, dass man sie selbst an sich ablehnt, verdrängt und verleugnet. Sich diese Seiten einzugestehen, sich ihnen zu öffnen, macht zunächst einmal Angst. Viel leichter ist es, sie bei anderen zu entdecken. Neidisch, rachelüstern, geizig oder verschwenderisch, jähzornig und hinterhältig sind immer die anderen. Diese Charakterzüge als Teile der eigenen Persönlichkeit zu sehen, kostet Überwindung. Dieser Reifungsprozess ist ein Kraftakt, bleibt immer mehr oder weniger fragmentarisch und ist nie wirklich abgeschlossen. Denn um sich mit den eigenen Abgründen auseinander zu setzen braucht man eine Höhe, von der man herabblicken kann, ein Fundament also, das auf ein grundsätzlich positives Selbstbild baut - und zu dem gehört auch ein Stück Selbstillusion und -idealisation.

Wo die Konfrontation mit den eigenen Schattenseiten aber massiv misslingt, resultieren defizitäre Persönlichkeiten, psychische Störungen oder gar handfeste psychiatrische Krankheitsbilder wie das Borderline-Syndrom. Anspruch und Wirklichkeit klaffen dann zu weit auseinander, um ein kohärentes Selbstbild zu formen.

---

71 Vgl. Kast a.a.O. S. 10

72 Vgl. Kast a.a.O. S. 12

### 5.3 Grauzonen

Es versteht sich von selbst, dass allzu rigide ethische oder religiöse Vorstellungen dieser Entwicklung nicht förderlich sind, denn je monströser solche Schattenseiten daherkommen, desto größer ist die Herausforderung, sie als eigene anzuerkennen und desto verlockender die Versuchung, sie nach außen zu projizieren und als Feindbilder abzuspalten, die mit einem selbst nichts zu tun haben. Reduzieren sie sich dagegen auf ein überschaubares Maß und können als menschliche Schwäche genommen werden, die man mit anderen teilt, werden sie handhabbar.

Eigene Fehler und Defizite bei anderen zu erkennen und anzuprangern ist ein Alltagsphänomen, das man mit etwas kritischer Distanz am besten bei sich selbst beobachten kann. Es gehört zur Grundausstattung menschlicher Unzulänglichkeiten und lässt sich, ertappt man sich dabei, am besten mit einem Schuss Selbstironie nehmen. Aber gerade dazu, zu der Fähigkeit über sich selbst lachen zu können, gehört eine souveräne Persönlichkeit, die auch ihre Schwächen eingestehen kann.

Kritisch wird es also, wenn ein überhöhtes Selbstbild einem entspannten Umgang mit Projektionen im Weg steht. Auf dem Feld der Polizei lauert diese Gefahr umso mehr, als sich dort durch das asymmetrische Verhältnis zwischen Gesetzeshüter und Gesetzesübertreter, zwischen den offiziellen Vertretern und Verteidigern der herrschenden Norm auf der einen und den Verdächtigen, Unangepassten und Angehörigen von Minderheiten und Randgruppen auf der anderen Seite oft ein Gegenüber als Projektionsfläche anbietet, das scheinbar so komplett anders ist, dass es viel zu bedrohlich erscheint, in diesem Fremden noch das Eigene wahrzunehmen. Diese prekäre Konstellation bereitet den Boden für Machtmissbrauch.

Gerade die professionell *Guten* kommen also schnell an ihre Grenzen, wenn es darum geht, ein realistisches, das heißt differenziertes Selbstverständnis zu entwickeln; zumal es sich bei der Auseinandersetzung mit dem eigenen Schatten nicht um eine Übung handelt, die mit dem Ende von Adoleszenz oder Berufsausbildung abgeschlossen wäre, sondern um eine Lebensaufgabe, die sich, wie Leo Poljak klarmacht, jeden Tag neu stellt:

"Einen bewusst gemachten Schatten "hat" man... nicht wie einen Schnupfen! Die sog. "Annahme des Schattens" ist... ein immerwährendes Geschehen, genauso wie es keinen Menschen gibt, der seine Projektionen zurückgenommen "hat", sondern immer nur einen Menschen, der seine Projektionen zurücknimmt, um wieder neu zu projizieren und sie wieder neu zurückzunehmen. Denn Projektion ist eine Ichfunktion und kein Fehler."<sup>73</sup>

Aus diesem Grund spricht man in der Psychologie inzwischen auch eher von "Akzeptanz" des Schattens als von "Integration". Dieser Sprachgebrauch, so Verena Kast, kommt der Dynamik näher, die in einem Konzept steckt, das von einer nie abgeschlossenen Entwicklung ausgeht, von dem Bewusstsein, dass neues Licht immer auch neuen Schatten produziert<sup>74</sup>

In diesem Bild verdichtet sich die ganze Dialektik der Selbstaufklärung: Je mehr jemand über sich selbst erfährt, desto deutlicher wird ihm, wie viel noch vor ihm verborgen liegt. Je näher jemand sich selbst kommt, desto fremder wird er sich, denn das, was ihm da begegnet, unterscheidet sich unter Umständen ganz wesentlich von dem Bild, das er von sich hat.

## 5.4 Projektion

Projektion spielt in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen eine Rolle, unter anderem in Geometrie und Optik. Im primären geometrischen Sinn ist Projektion zunächst einmal die Abbildung einer Vorlage und steht als solche in einer spezifischen Ähnlichkeitsbeziehung zu dieser: dabei wird ein dreidimensionales Objekt mit Hilfe von Projektionsstrahlen auf eine zweidimensionale Bildebene gebracht<sup>75</sup> und offenbart sich damit zugleich als optische Täuschung, die Räumlichkeit auf der Fläche suggeriert. Das heißt Projektion ist immer eine Form von Illusionstechnik.<sup>76</sup>

"Im Inneren des Organismus wird ein Bild erzeugt, welches durch das Hinausverlegen an eine äußere Instanz oder Größe gebunden ist. Das innere Bild wird dann... durch das äußere Bild ersetzt, bzw. die vom Geist empfundene Vorstellung wird nach außen projiziert und fixiert sich dort als Realität. Das bedeutet, dass Wirklichkeit stets eine von Menschen geschaffene ist, dass es Wirklichkeit ohne Projektionspraxis nicht geben kann."<sup>77</sup>

<sup>73</sup> Poljak, a.a.O. S. 55

<sup>74</sup> Kast a.a.O.S. 22

<sup>75</sup> Vgl. Ramas, Francesca: Zur Theorie der Projektion S. 31

<sup>76</sup> Ramas a.a.O. S. 33

<sup>77</sup> Ramas a.a.O. S. 12

<sup>78</sup>Projektion ist also ein ganz elementarer Mechanismus von Welterfahrung. Projektion im psychologischen Sinne charakterisiert darüber hinaus, dass das nach außen geworfene Abbild dem inneren Bild nicht mehr entspricht, sondern es quasi ersetzt. Das ursprüngliche Bild verschwindet aus dem Bewusstsein; und damit gleichzeitig auch der Vorgang der Projektion selbst. Beides ist nur noch im Unbewussten gespeichert, direkt nicht mehr zugänglich und muss, will man an das Original kommen, erst wieder entschlüsselt und reaktiviert werden.

Erschwerend kommt hinzu, dass sich Verhältnisse aus dem Bild im Abbild verkehren: sollte also ursprünglich eine Frau ihrem Mann eine Ohrfeige verpassen, sieht es in der Projektion so aus, als ob der Mann seine Frau ohrfeigt. Übertragen auf Emotionen kann das bedeuten, dass der Hass, den eine Frau auf ihren Mann hat und den sie sich nicht eingestehen kann oder will, von ihr als Hass interpretiert, empfunden und erlitten wird, den er auf sie hat. Dabei darf man ihr unterstellen, dass sie diese Verdrehung der Tatsachen nicht absichtlich vornimmt. Sie ist ihr nicht bewusst. Aber offensichtlich kann sie zunächst einmal besser damit umgehen, Opfer zu sein als Täterin, weil sie so einen legitimen Grund für ihre eigenen negativen Gefühle bekommt. Motor der ganzen Operation ist eine Moral, die Aggression als Teil weiblicher Identität sanktioniert und deshalb im Rahmen einer Selbstdefinition unmöglich macht. Die einzige Möglichkeit unter dieser Prämisse mit ihr umzugehen, ist, sie nach außen, auf einen anderen zu projizieren. Ziel einer Therapie ist dann, die Projektion als solche bewusst zu machen und damit die Seitenverkehrung wieder aufzuheben.

Projektion im psychologischen Verständnis verdankt ihre Entstehung also der Selbstverständlichkeit, mit der wir alles den Kategorien *gut* und *böse* unterordnen. Diese Kategorisierung verursacht ein Identitätsproblem, das automatisch zu Spaltungen und Verdrehungen wie der oben geschilderten führen. Denn man möchte ja in den Kategorien der Gesellschaft, in die man integriert ist, *gut* sein, kann sich sonst mit sich selbst als Teil dieser Gesellschaft nicht identifizieren. Also idealisiert man sich auf Kosten anderer und entfremdet sich damit ein Stück weit von sich selbst als Individuum. Gleichzeitig ahnt

---

<sup>78</sup> Vgl. hier und im folgenden Abschnitt Hederrmann, Theo: Die psychologische Projektionsmetapher und ihre Probleme, in: Neuser, Jürgen u.a. (Hrsg.): Projektion. Grenzprobleme zwischen innerer und äußerer Realität S. 50ff

man diffus, dass man sich da etwas zurechtbiegt, scheut sich aber davor, sich das einzugestehen.<sup>79</sup>

Bis zu einem gewissen Grad ist diese Selbststilisierung normal, weil sie die soziale Identität stabilisiert und dabei ein Kohärenzgefühl vermittelt, das über das Individuelle hinausgeht. Der einzelne Mensch steht einer Gesellschaft gegenüber, deren Teil er ist.<sup>80</sup> Das heißt er wird sich immer zwischen Anpassung und Abgrenzung bewegen, und sich irgendwo dazwischen positionieren. Es geht also nicht darum, aufzuhören, zu projizieren - damit würde man jeglichen Zugang zur Welt verlieren. Es geht darum, zu realisieren, dass man es tut, und ein Gefühl dafür zu entwickeln, wo es einem den Zugang zur Realität verstellt.

Wie erkennt man aber, in welcher Situation man Eigenes in Fremde hineinprojiziert? Ken Wilber gibt dafür eine ebenso simple wie einleuchtende Anleitung:

"Wenn etwas an einer Person oder in unserer Umgebung uns lediglich *informiert*, projizieren wir wahrscheinlich nicht; wenn es uns aber *affiziert*, besteht der Verdacht, dass wir Opfer unserer Projektionen sind."<sup>81</sup>

Es ist also der Moment, in dem man die professionelle Distanz verliert, sich eine Situation plötzlich mit Emotionen auflädt, der einen aufmerksam werden lassen sollte: sich vom anderen provoziert zu fühlen, kann daran liegen, dass man das, was man an sich selbst am meisten hasst, im anderen zu entdecken glaubt. Ein intrapsychischer Konflikt hat sich in dem Fall in einen interpersonellen verwandelt. Das Perfide an der Situation ist, dass das Opfer der Projektion, vom Projizierenden (unbewusst) provoziert, sein Verhalten exakt der Projektion anpasst und so den Projizierenden in seinem Irrtum noch bestätigt.<sup>82</sup>

Nun sind Projektionen ja, wie gesagt, nicht grundsätzlich pathologisch, sondern gehören zum Alltag, stabilisieren die Persönlichkeit im Sinne des sozial erwünschten Bildes, das man selbst von sich hat und auch nach außen prä-

---

79 Vgl. Kast a.a.O. S. 125

80 Vgl. Neuser, Jürgen: Versuch einer Phänomenologie der Projektion. In: Jürgen Neuser u.a. (Hrsg.): Projektion S. 23

81 Wilber, Ken: Wie man Projektionen zurücknimmt. In: Zweig, Connie u.a. (Hrsg.): Die Schattenseiten der Seele. S. 254

82 Vgl. Scarf, Maggie: Die Ehe als Begegnung der Gegensätze. In: Conny Zweig u.a. (Hrsg.): a.a.O. S. 73

sentieren möchte. Denn ebenso selektiv wie jede individuelle Wahrnehmung einer Situation ist und sein muss (wir müssen Eindrücke aussortieren und einordnen, um überhaupt Sinn, also etwas in seiner Bedeutung wahrnehmen zu können), so selektiv ist auch unsere Selbstwahrnehmung; was unter anderem bedeutet, dass Unpassendes ausgelagert wird. Wahrnehmung und Erkenntnis haben letztlich systemerhaltende Funktion.<sup>83</sup>

Die Frage, ob Projektionen also gut oder schlecht sind, lässt sich insofern eindeutig mit einem Weder-Noch beantworten. Es ist die falsche Fragestellung. Will man ein realistisches Selbstbild entwickeln, wollen Projektionen einerseits durchschaut und aufgelöst werden, andererseits kann man um der Stabilität des Selbst willens nicht auf sie verzichten. Projektionen offenbaren die Wirklichkeit als Konstrukt: sie erschließt sich uns nicht unmittelbar, sondern nur vermittelt über unsere individuelle Wahrnehmungsfähigkeit; aber anders als vermittelt erschließt sie sich uns gar nicht.

Oder in der Schattenmetaphorik ausgedrückt: Je näher man der Straßenlaterne kommt, desto weiter schrumpft der Schatten unter einem zusammen. Entfernt man sich wieder, gewinnt er erneut Land. Es geht vorwärts, aber nur mit Rückschritten, also in der Reflexion - ein mühsames, aber lohnendes Unterfangen, das Identität als Prozess versteht:

"Wir werden nicht nur selbstsicherer und identischer mit uns selbst, wenn wir unseren Schatten akzeptieren können, wir werden auch weniger kränkbar, und damit wird unser Selbstwertgefühl weniger in Frage gestellt. Wenn wir unseren Schatten kennen, dann werden wir zudem mit dem Schatten der anderen rechnen."<sup>84</sup>

---

83 Vgl. Ahrens, Hans-Joachim: Bemerkungen zur Biopsychologie der Projektion. In: Jürgen Neusser a.a.O. S. 102

84 Kast a.a.O. S. 39

### 6.1 Von der Stärke der Schwäche

Genau in diesem Mechanismus liegt auch der Mehrwert des Konzeptes für die Polizei. Eine Polizei, die zu ihren Schwächen stehen kann, ist weniger angreifbar als eine, die sich die Aura von Unfehlbarkeit gibt. Denn wer sich menschlich gibt, wird auch mit menschlichem Maßstab gemessen und kann längst nicht so tief fallen. Vor allem: Wer zu seinen Schwächen steht, ist nicht erpressbar - und Erpressbarkeit, das zeigt der Blick in die Tageszeitung genauso wie der in den aktuellen Krimi, ist eine nie versiegende Quelle für kriminelle Verstrickungen.<sup>85</sup>

Eine Polizei dagegen, die sich mit ihren eigenen Schwächen auseinandersetzt, erkennt auch leichter die von anderen. Ein gesundes Misstrauen sich selbst gegenüber macht sensibler für die Schattenseiten der vermeintlich Braven und gleichzeitig für die Ressourcen der Gestrauchelten. Wem bewusst ist, was sich unter der eigenen Uniform verbirgt, wird sich weder von der glänzenden Oberfläche des Erfolgsbankers blenden noch von der unansehnlichen des Wohnsitzlosen abschrecken lassen, sondern beide mit demselben kritisch-realistischen Blick betrachten.

Das Projekt Kollegiale Beratung und Supervision im Polizeidienst an der Fakultät Polizei der Niedersächsischen Fachhochschule für Verwaltung und Rechtspflege verfolgt einen ganz ähnlichen Ansatz. Es übernimmt ein Verfahren, das ursprünglich für Lehrer entwickelt wurde, die in besonders belastenden Arbeitsfeldern tätig sind, und grundsätzlich in beruflichen Kontexten anwendbar ist, die, ständig mit schwierigen Situationen und Personen konfrontiert, ihr Handeln regelmäßig neu reflektieren müssen und dabei auf Anregungen, Kritik und Entlastung von Kollegen angewiesen sind..

Im polizeilichen Kontext heißt das: In Dienststellen übergreifenden Kleingruppen werden prekäre Fälle rekapituliert, Schwierigkeiten und Fehlentscheidungen diskutiert und Handlungsalternativen erarbeitet. Über psychische Belastungen und persönliche Schwächen - in anderen Arbeitsfeldern längst Routi-

---

<sup>85</sup> Vgl. Kast a.a.O. S. 38

ne, bei der Polizei einem antiquierten Männlichkeitsideal folgend immer noch abgewehrt - wird offen gesprochen.

Das Konzept geht von der Annahme aus, dass, je klarer eine Person aus der Distanz zu sich selbst heraus reflektiert, was sie im Innersten bewegt und motiviert, desto besser auch versteht, warum sie wie handelt oder kommuniziert. Nur auf der Basis derart unvoreingenommener Reflexion, so der Ansatz, ist es möglich, alternative Verhaltensstrategien zu entwickeln und sie in vergleichbaren Situationen entsprechend abzurufen und anzuwenden.<sup>86</sup> Dahinter steht die Überzeugung: nur wer sich selbst versteht, versteht, was in der Kommunikation mit dem Anderen passiert.

Bereitschaft zu Selbstkritik, Offenheit für neue Denkansätze und das Eingeständnis, allein mit der einen oder anderen Situation überfordert zu sein, wird in diesem Projekt als Voraussetzung für Erfolg, also als Stärke betrachtet und bestätigt damit den Ansatz der Schattenarbeit, die über die Auseinandersetzung mit den eigenen Defiziten zu größerer Selbstkompetenz kommt. Sie macht das eigene Verhaltensrepertoire beweglicher, weil sie Kritik nicht als Angriff versteht, sondern als Chance, weil sie vom Entweder-Oder erlöst, Dinge zusammen, Opposition als Kooperation denken lässt und damit völlig neue Perspektiven auf Realität eröffnet. Nicht mehr in Gegensätzen zu denken, bedeutet, *Gut* und *böse* nicht mehr absolut zu setzen, sondern zu erkennen, dass die Wirklichkeit - auch die des Arbeitsalltags - eher in Abstufungen von *besser* oder *schlechter* zu treffen ist<sup>87</sup>.

In Krimis sind es oft die Unbescholtenen, die Angepassten, die vermeintlichen "Gutmenschen", die sich am Ende als die Bösen entpuppen, überfordert vom hohen moralischen Anspruch, den sie stellen, ins andere Extrem kippen. Genau hier liegt das Risiko, dem Polizisten ausgesetzt sind, wenn sie sich allzu sicher sind, auf der richtigen Seite zu stehen, und ihre Auffassung von Recht und Gerechtigkeit nicht mehr in Frage stellen. Selbstzweifel können in Akutsituationen lebensgefährlich sein; in der Ermittlungsarbeit sind sie unersetzlich.

---

<sup>86</sup> Vgl. Völschow, Yvette: Kollegiale Beratung und Supervision - ein Qualitätssicherungsinstrument für die Polizei? S. 223 ff.

<sup>87</sup> Vgl. Kast a.a.O. S. 81

## 6.2 Jenseits von Gut und Böse

Die Diskussion Willensfreiheit versus Determination, die seit Jahren für Kontroversen zwischen Philosophie und Neurowissenschaften und quer durch beide Lager sorgt, ist facettenreich und längst nicht abgeschlossen. Sie soll an dieser Stelle auch nicht vertieft werden. Sich auf eine der beiden Positionen festzulegen, würde dem Grundtenor dieser Arbeit ohnehin widersprechen. Trotzdem liefert der Entwurf einer Ethik jenseits dualistischer Moral und unter der Voraussetzung, dass Willensfreiheit eine Chimäre ist, wie sie der bereits zitierte Publizist Schmidt-Salomon entwirft, einen interessanten Denkansatz für das Feld der Polizei, der den Weg aus dem Dilemma der Dichotomie von Gut und Böse weisen könnte.

Denn Schmidt-Salomon gesteht dem Menschen zwar keine Willens-, wohl aber Handlungsfreiheit zu. Das bedeute für den Alltag insofern keine Einschränkung des Freiheitsgefühls, als man unter der Determination des eigenen Willens aufgrund genetischer und lebensgeschichtlicher Disposition nicht leiden könne, weil man gar nicht wisse, dass man etwas anderes wollen könnte. Als tatsächlichen Freiheitsverlust dagegen erlebe man eine Einschränkung der Handlungsfreiheit, etwa wenn man ein Studium absolvieren möchte, die finanziellen Ressourcen dafür aber nicht hat.<sup>88</sup>

Im Schlepptau zieht dieses Konzept eine grundsätzliche Unschuldsvermutung nach sich, schließt also aufgrund der Determination des Willens die Möglichkeit von Schuld aus, nicht aber die von Verantwortung, die sich aus der Handlungsfreiheit ergibt. Die moralische Fiktion von Gut und Böse wäre damit abgeschafft, nicht aber die Möglichkeit ethischen Handelns; die, so Schmidt-Salomon, würde ganz im Gegenteil sogar gestärkt. Denn jede Moral erhebt für sich einen Absolutheitsanspruch und kollidiert damit automatisch mit jeder anderen. Im Namen ihrer eigenen als allgemein verbindlich postulierten Moral diskreditieren die Anhänger einer Weltanschauung die der jeweils anderen. Ethik dagegen zielt in seinem Verständnis auf einen lösungsorientierten Interessenausgleich.<sup>89</sup>

---

<sup>88</sup> Vgl. Schmidt-Salomon a.a.O. S. 122

<sup>89</sup> Vgl. Schmidt-Salomon a.a.O. S. 197ff

Hier liegt auch der Grund dafür, warum das Konzept gerade für die Polizei so interessant ist: Natürlich gibt es nach wie vor Einsatzbereiche und Situationen, in denen Polizei als schnelle Eingreiftruppe mit paramilitärischem Auftreten gefragt ist. Daneben aber gewinnt sie in ihrer Rolle als Moderatorin gesellschaftlicher Konflikte immer größere Bedeutung. Hier kommt es auf Verbindlichkeit und Sozialkompetenz an, auf Verständnis für verschiedene Sichtweisen und die Fähigkeit, im Rahmen gesetzlicher Vorgaben Kompromisse auszuhandeln.

In einer sich zunehmend diversifizierenden Kultur geht es nicht mehr um die Aufrechterhaltung einer bestimmten Moral (was durchaus durch das Gesetz gedeckt sein kann, das seinen Ursprung in einer weitgehend homogenen Gesellschaft hat), sondern um ethisches Handeln im Sinne von Fairness und Gerechtigkeit. Der aus dem Angloamerikanischen übernommene Begriff der "police accountability" gehört in diesen Kontext<sup>90</sup>.

Verantwortliches Handeln im Rahmen einer demokratischen Zivilgesellschaft heißt Handeln mit Augenmaß, unvoreingenommen und im Hinblick auf einen langfristigen Rechtsfrieden. Es geht nicht ums Rechthaben, nicht für den einzelnen Bürger, nicht für die Polizei und auch nicht für den Staat, sondern um ein friedliches Zusammenleben, um gegenseitige Achtung, um Rahmenbedingungen, die die Balance zwischen Freiheit und Sicherheit gewährleisten. Die wenigsten Konflikte sind damit beizulegen, dass der eine Recht, der andere Unrecht attestiert bekommt. Die Wahrheit liegt meistens irgendwo dazwischen: im Weder-Noch oder Sowohl-Als-Auch, jenseits von Gut und Böse, jenseits von klaren Entscheidungen und simplen Schuldzuweisungen, dafür im Kompromiss und im Entgegenkommen.

### **6.3 Jenseits von Schuld und Sühne**

Dass unser dualistisches Weltbild keineswegs selbstverständlich und alternativlos, sondern lediglich *eine* Möglichkeit von Wirklichkeitsverständnis ist, macht Schmidt-Salomon im Rekurs auf die Kulturgeschichte der Menschheit klar:

---

90 Vgl. Kersten, Joachim: "Polizeiwissenschaft". Eine programmatische Standortbestimmung. S. 8

"Götter der Frühzeit waren weder absolut gut noch absolut böse, sondern schrecklich und heilvoll zugleich - eine Ambivalenz, die noch heute für viele hinduistische Gottheiten charakteristisch ist. Auch im jüdischen Glauben hatte Gott zunächst mehrdeutige Züge... Erst durch die Einflüsse des altpersischen Zarathustra-Glaubens, der bereits in einem sehr strikten, monotheistischen Sinne zwischen Gut und Böse... unterschied, verlor Jahwe diese Ambivalenz. In der jüdischen Apokalyptik (später auch im Christentum und Islam) avancierte Gott mehr und mehr zum Begriff des absolut Guten, was im Umkehrschluss erst die Möglichkeit der Existenz des absolut Bösen eröffnete."<sup>91</sup>

Der Mythos vom Teufel als gefallenem Engel gehört in diesen Kontext. Spätestens seit der biblischen Parabel vom Sündenfall arbeitet sich die Literatur an der Differenz zwischen Gut und Böse ab. Jeder Krimi bezieht aus diesem Dualismus seine Spannung. Ist es da nicht nur folgerichtig, wenn Schmidt-Salomon sich von der Abschaffung des Gut-Böse-Paradigmas und der Einführung einer Generalamnestie durch das Postulat der Determination eine Entspannung im menschlichen Zusammenleben verspricht, die hart an der Grenze zum Paradies rangiert?

Wer sich selbst für das, was er tut, weder im Guten noch im Bösen Schuld zuzuschreiben braucht (eine Kategorie, die es dann ja gar nicht mehr gibt), so sein Credo, wird weder stolz und überheblich angesichts von Erfolgen, noch zerknirscht angesichts von Niederlagen. Statt sich in Selbstvorwürfen zu zermartern, kann der Mensch jenseits der Moral von Gut und Böse sich selbst und anderen besser vergeben und damit ein entspannteres Verhältnis zu seinen Mitmenschen pflegen. Der Druck der Schuld, der dabei wegfällt, macht einer Energie zu Veränderung und Entwicklung Platz.<sup>92</sup>

Unterm Strich kommt dabei der gelassene und souveräne Mensch heraus, den Nietzsche in "Jenseits von Gut und Böse" entwirft, dem Buch, auf das sich Schmidt-Salomon in aller Offensichtlichkeit bezieht; ein Mensch, der durch den Abschied von der dualistischen Moral zu einer reflektierten Verantwortungsethik findet, der absolute Wahrheiten in Frage stellt, sich nicht manipulieren und vereinnahmen lässt; ein Mensch, der sich auf Dinge einlässt, ohne die Distanz zu ihnen und sich selbst aufzugeben.

Thomas Strässle skizziert diesen freien Menschen in seinem Essay über die Gelassenheit folgendermaßen:

---

<sup>91</sup> Schmidt-Salomon a.a.O. S. 38

<sup>92</sup> Vgl. Schmidt-Salomon a.a.O. S. 203f.

"Wer gelassen ist, vermag auch seine Ansichten und Meinungen, seine Werte und Urteile in ihrer Relativität und Perspektivität zu durchschauen. Er kann alles umdrehen: Ist gut vielleicht böse? Ist wahr vielleicht falsch? Ist schön vielleicht hässlich? - Sind die schlimmsten Dinge vielleicht nur die bestverleumdeten? Und ist Gott vielleicht nur eine Erfindung des Teufels?"<sup>93</sup>

Ebenso wie die Integration des eigenen Schattens ein nie abgeschlossener Prozess ist, ist Gelassenheit kein Zustand, der, einmal erreicht, lebenslängliche Souveränität verleiht. Gelassenheit bleibt ein Desideratum, ein Horizont, dem man sich annähert und von dem man sich wieder entfernt. Als Zielvorgabe und Orientierung aber hält sie immer die Option offen, wenn man sich allzu sehr involvieren und polarisieren lässt, die Feldherrenposition einzunehmen und vom Hügel herab und mit Distanz die Dinge nochmals aus einer anderen Perspektive zu betrachten und Überblick zu gewinnen.

Wir leben in einer von dualistischem Denken geprägten Welt, der wir uns nicht entziehen können. Die Trennung von Schuld und Verantwortung lässt sich zwar theoretisch vornehmen. Konsequenter gelebt würde sie die mühsame Integration der Schattenseiten des Selbst überflüssig machen, weil jenseits von Gut und Böse kein Anteil der Persönlichkeit mehr im Schatten stehen müsste. Aber gäbe es dann noch irgendwo Licht? Würde nicht vielmehr alles in Indifferenz untergehen? Ist Verantwortung ohne Schuld tatsächlich denkbar?

Praktisch hängen wir mit unserem Gefühlshaushalt an den Fäden einer Jahrtausende alten sinnstiftenden Tradition; und Sinn entsteht als Ergebnis von Interpretation, ist also immer geknüpft an Bewertung. Und gerade unsere Emotionen sind es, die uns menschlich machen - im Guten wie im Bösen, um beim Vokabular der Differenz zu bleiben. Aber wir können - und da erweist sich Schmid-Salmons Denkansatz als hilfreich - uns die Kompetenz erarbeiten, regelmäßig einen Schritt zurückzutreten, Situationen zu relativieren, eigene Urteile kritisch zu hinterfragen, Alternativen in Betracht zu ziehen, eigene Wertmaßstäbe nicht absolut zu setzen. Wir können, indem wir uns selbst gegenüber ehrlich sind, ein Alarmsystem entwickeln für eigene Projektionen - und damit der Wirklichkeit einen großen Schritt näher kommen.

---

93 Strässle, Thomas: Gelassenheit S. 90

### 7.1 Das Motiv des Doppelgängers

"Jeckyll und Hyde": so wie der Protagonist in Robert Louis Stevensons Novelle zwei gegensätzliche Identitäten ausprägt, nimmt Stefan Schubert sich in seiner aktiven Zeit als Polizist und Hooligan wahr. Um die gewalttätige Seite seiner Persönlichkeit aus seinem Berufsleben herauszuhalten, braucht er eine zweite, private Existenz, in der er sie auslebt. Er erlebt sich nicht als *eine* Persönlichkeit mit unterschiedlichen Facetten, kann die Schattenseiten seines Selbst nicht so weit integrieren und sublimieren, dass dabei Alltags-tauglichkeit heraus käme, sondern bewältigt die innere Spaltung nur mit einer entsprechenden äußeren. Als Polizist kann er keine Verantwortung dafür übernehmen, was er am Wochenende als organisierter Schläger tut.

Bezeichnend ist, dass in dem Moment, in dem er seinen Beruf gezwungenermaßen an den Nagel hängt, auch seiner Existenz als Hooligan die Basis entzogen ist: ohne den, der ihn wirft, kann auch der Schatten nicht mehr existieren. Das *Böse* gibt es nur angesichts des *Guten* und umgekehrt. Definition heißt immer auch Abgrenzung, entsteht also nicht aus sich selbst, sondern in der Auseinandersetzung mit dem Anderen. Wo dieses Andere nicht mehr zur Verfügung steht, verliert das Eigene die Kontur, die es definiert.

Dramaturgisch ließe sich das wunderbar inszenieren, indem der von seinem bösen Double drangsalierte und verfolgte Protagonist seinen "Widersacher" umbringt und sich damit selbst exekutiert. Damit ist auf fatale Art Identität wieder hergestellt, indem sie sich endgültig aufgelöst hat.

Ein Fall aus dem Grenzgebiet zwischen Trivilliteratur und Klassik, "Sherlock Holmes letzter Fall" von Arthur Conan Doyle, setzt hier Maßstäbe: In der berühmten Szene am Reichenbachfall bei Meiringen in der Schweiz, in der in einem letzten Kampf zwischen Holmes und seinem intellektuellen Widersacher und Erzverbrecher Dr. Moriarty am Ende beide in den Abgrund stürzen, kristallisiert sich die unauflösbare Verbindung von *gut* und *böse* in einem dramatischen Bild. Holmes wie Moriarty haben ihr Leben dem Verbrechen geweiht. Sie sind wie die zwei Seiten einer Medaille: jede hat eine andere Prä-

gung; beide aber zeichnen dasselbe Stück Metall. *Kopf* bedeutet immer auch, dass auf der anderen Seite *Zahl* liegt. Eines ist ohne das andere nicht zu haben. Differenz verweist immer darauf, dass die übergeordnete Bedingung, unter der differenziert wird, ein und dieselbe ist.<sup>94</sup>

Gleichzeitig schleicht sich das menschliche Bedürfnis, *gut* und *böse* und ihre Repräsentanten fein säuberlich auseinander zu halten, durch die Hintertür wieder ein: Holmes' Leiche wird nie gefunden; und dieser Umstand ermöglicht schon wenig später die von der um ihre Illusion vom Sieg des *Guten* über das *Böse* geprellte Leserschaft vehement geforderte Wiederauferstehung des Meisterdetektivs<sup>95</sup> - und mit ihr neue Repräsentationen des *Bösen*, ohne die Holmes seiner Daseinsberechtigung verlustig ginge.

Ein interessantes Detail an der Figur des Sherlock Holmes, das auf direktem Weg zu Vidocq führt, ist seine Lust an Verstellung und Verkleidung. So gekonnt spielt er mit verschiedenen Identitäten, dass selbst sein Assistent Dr. Watson ihn oft erst im letzten Moment erkennt. Von solcher Schauspielerei und Maskerade ist es nicht weit zum verdeckten Ermittler, der sich dem Milieu, das er unter die Lupe nehmen soll, auf eine Weise angleichen muss, die durchaus in eine Identitätskrise führen kann: hier kann er möglicherweise die Schattenseiten seiner selbst ausleben, die er bislang in die hinterste Schublade seines Unterbewusstseins geschoben hat. Faszination und Schrecken liegen da ganz dicht beieinander. Plötzlich besitzt er im Auftrag des *Guten* die Lizenz zum *Bösen*. Das vermittelt eine Machtfülle, der nicht jeder gewachsen ist. Die auftragsgemäße Spaltung kann sich dann ganz schnell reduplizieren zu einem doppelten Doppelspiel, bei dem nicht nur die Grenzen zwischen beiden Seiten verschwinden, sondern auch das Konstrukt der eigenen Identität zerbricht.

"Dr. Jekyll und Mr. Hyde" von Robert Louis Stevenson liefert den Präzedenzfall des Doppelgängers, den fast jeder kennt: Dr. Jekyll ist der Arzt und Menschenfreund, der mit einer geheimnisvollen Droge *gut* und *böse* trennen zu können glaubt und sich nachts zu dem rücksichtslosen und mörderischen Mr. Hyde verwandelt. Anfangs hat er Verwandlung und Rückverwandlung noch unter Kontrolle. Doch nach und nach entgleitet ihm der Prozess. Sein zivili-

---

94 Vgl. Luhmann, Niklas: Die Moral der Gesellschaft S. 273

95 Die Analyse von "Sherlock Holmes letzter Fall" greift zurück auf. Kalka, Joachim: Hoch unten. Das Triviale in der Hochkultur. S 112 ff.

siertes Selbst verkümmert zusehends, während das dämonische an Vitalität und Macht gewinnt. Krasser und zugleich präziser lassen sich die fatalen Konsequenzen dualistischen Denkens kaum darstellen.

Das Motiv des Doppelgängers zieht sich seit den frühen Mythen in zahllosen Varianten durch die Weltliteratur. Der Prototyp der biblisch-monotheistischen Tradition ist der bereits erwähnte Teufel als Schatten Gottes.

Schattenexistenzen, Spiegelbilder, Zwillingsfiguren, Porträts, die ein Eigenleben entwickeln: das Gefühl innerer Gespaltenheit zwischen Sein und Sollen, zwischen der präsentablen Außenseite und den geheimen Wünschen und Sehnsüchten als archetypisches Phänomen hat viele Gesichter. Immer kollidieren individuelle und unzensierte mit internalisierten gesellschaftsverträglichen Ansprüchen. Und immer wird es gefährlich, wenn die Spaltung total wird, die Verbindung zwischen beiden Seiten abbricht. So behält in Oscar Wildes "Bildnis des Dorian Gray" der Protagonist sein jugendlich-makelloses Äußeres, das seinen brutalen Charakter verdeckt, während sein Porträt sich zu der Fratze verzerrt, die seinem eigentlichen Wesen entspricht.

In Adalbert von Chamisso's "Peter Schlemihls wundersame Geschichte" lässt sich das Problem der Schattenexistenz in nuce studieren: indem Schlemihl seinen Schatten dem Teufel verkauft, verschenkt er seine Identität. Ohne seine Schattenseiten fehlt es ihm nämlich an Lebendigkeit und menschlicher Tiefe. Er ist nicht mehr er selbst, hat die Beziehung zu sich selbst und damit auch zu anderen verloren.<sup>96</sup> Und das ist das wirklich Teuflische am Teufelspakt: dass die Illusion, sich vom *Bösen* trennen zu können, geradewegs in die Unmenschlichkeit führt, weil sie sich der Hybris ergibt, zu wissen, was *gut* und *böse* ist.

In diesem Sinne ist der Teufel, der diesen diabolischen Dualismus konfiguriert (*diabolus* kommt von *dia-ballein* und heißt *entzweien*)<sup>97</sup>, ein dialektischer Denker und geistreicher Gesellschaftskritiker<sup>98</sup> wie ihn Goethe in Gestalt des Mephisto im "Faust" skizziert. Er ist kein plumper Hinkebein, der sich von Gott dem Herrn überrumpeln lässt, sondern der eigentliche Strippenzieher und schillernde Held des Dramas.

Gerade als Spaltungsfantasie stellt das Doppelgänger-Motiv also die Frage

---

96 Vgl. Hildenbrock, Aglaia: Das andere Ich S. 239f.

97 Vgl. Schwarcz, Chava Eva: Der Doppelgänger in der Literatur S. 6

98 Vgl. Hildebrock a.a.O. S. 240

nach Ganzheit, Kohärenz, Identität. Und hier ist es wieder Kleist, der mit subtiler Nuancierung die Grenzen des Sujets auslotet:

"In seiner Novelle "Die Marquise von O." ist der Offizier - später der Graf - sein eigener Doppelgänger. Er erscheint sowohl als Retter der Marquise als auch als ihr Vergewaltiger. Gerade darin liegt seine dämonische Kraft oder, in den Worten der Marquise, er würde ihr damals nicht wie ein Teufel erschienen sein, wenn er ihr nicht bei seiner ersten Erscheinung wie ein Engel vorgekommen wäre."<sup>99</sup>

Ausgangspunkt jeder Spaltung ist in jedem Fall eine zumindest latente Unzufriedenheit mit dem Status quo. Eine Schlüsselfunktion spielen dann häufig Alkohol oder andere Drogen - wie wiederum bei "Jekyll und Hyde" exemplarisch vorgeführt -, mit denen Kontrollmechanismen gelockert und erweiterte Bewusstseinszustände erreicht werden sollen. Paradoxe- oder im psychoanalytischen Verständnis vielleicht eher logischerweise wird die Entfremdung umso tiefer, je stärker das Bedürfnis nach jener Ganzheit wird, die im Moment des Verlusts der Unmittelbarkeit ( verbildlicht im biblischen Sündenfall) unwiederbringlich verloren ist.

Als Erzählstruktur hat das Doppelgänger-Motiv also die doppelte Funktion, das existenzielle Leiden am Dualismus auszudrücken und gleichzeitig den Versuch zu unternehmen, diese Spaltung zu kompensieren<sup>100</sup>. Als Manifestation einer Pathologie verweist es auf die Integrationskräfte, die das Gesunde charakterisieren. Insofern eignet es sich wie kein anderes Motiv dazu, die hier vertretene These von der engen Beziehung zwischen Kriminalität und Kriminalistik zu veranschaulichen.

## 7.2 "Das Falsche in mir"

Auf einen aktuellen Titel aus dem Krimi-Genre soll hier etwas genauer eingegangen werden - nicht, weil er von besonderer literarischer Qualität oder außergewöhnlichem Realitätsbezug wäre (ganz im Gegenteil: die Handlung wirkt streckenweise eher konstruiert und Koinzidenzen treten dabei in einer Dichte auf, die die federführende Hand stets präsent sein lässt), sondern weil sich in ihm Motive exemplarisch akkumulieren, die die oben angerissene

---

<sup>99</sup> Schwarcz a.a.O. S. 6

<sup>100</sup> Vgl. Schwarcz a.a.O. S. 8

Doppelgängerthematik in Bezug zur Ermittlungsarbeit setzen und die Wechselbeziehung von Kriminalität und Kriminalistik plakativ illustrieren.

Literatur - das macht sie, wenn es um Verdrängtes und Unbewusstes, Tabuisiertes und Verschwiegenes handelt, so fruchtbar - ist eine Form von Projektion: Was als Anteil des eigenen Selbst niemals akzeptabel wäre und deshalb standfest verleugnet wird, lässt sich in fiktive Figuren verlegen, an entworfenen Charakteren durchexerzieren. Damit ist Fiktion zu einer Wahrheit fähig, die die Wirklichkeit verweigert.

Die Story von Christa Bernuths "Das Falsche in mir"<sup>101</sup> beginnt zunächst klassisch: Ein junges Mädchen verschwindet und wird kurze Zeit später als Opfer eines brutalen Messermordes tot aufgefunden, der seinem Charakter nach an ein 30 Jahre zuvor begangenes Verbrechen erinnert, und deshalb den damals überführten Täter sofort wieder in den Fokus der polizeilichen Ermittlungen geraten lässt. Der damals 15jährige Geständige hat sich nach langer Haft eine neue Existenz aufgebaut, lebt verheiratet und als Vater zweier Töchter unter anderem Namen wieder in derselben Stadt.

Gleichzeitig verschwindet das nächste Opfer - immer der gleiche Typus -, und der Verdächtige, dessen mühsam aufgebaute bürgerliche Existenz mit Auftauchen der Polizei innerhalb von Minuten in sich zusammenstürzt, taucht unter, um in einer Situation mit eigenen Ermittlungen zu beginnen, in der er sich nicht einmal sicher ist, ob er nicht selbst der Täter ist. Es kommt nämlich vor, dass er nachts in irgend einer Bar einem Alkoholexzess verfällt, der ihm einen Filmriss beschert; auch in der fraglichen Nacht, in der das Mädchen verschwunden ist.

Wir haben es in der Folge mit zwei Ermittlungsebenen zu tun: der polizeilichen, repräsentiert durch eine Kommissarin (mit eigener Opfer-Vergangenheit), assistiert von einem älteren Kollegen, der den Fall vor 30 Jahren schon mit bearbeitet hat, und der des Verdächtigen mit Täter-Vergangenheit, der nicht weiß, ob er einem Fremden auf der Spur ist oder sich selbst. Beide Ermittlungen nähern sich im Laufe der Handlung aneinander an, weil Täter- und Opfererfahrung, so weit sie auch voneinander entfernt zu sein scheinen, sachlich in dieselbe Richtung führen. Beide entwickeln ein Gespür für die Motivation und mögliche weitere Schritte des Täters, indem sie Teile ihres

---

101 Bernuth, Christa: Das Falsche in mir

Selbst in ihn projizieren. Beide sind in das Geschehen involviert, während sie versuchen, kritisch Distanz zu halten. Für beide ist die Ermittlung insofern eine Gratwanderung, weil sie sich immer im Spannungsfeld zwischen Nähe und Distanz bewegt.

Professionell in dem Sinne, wie berufliches Reglement es theoretisch fordert, ist das nicht; und in der zugespitzten Form, wie es die Fiktion hier konstruiert, ist das auch weit entfernt von polizeilicher Realität. Aber es macht deutlich, dass es *die* professionelle Distanz, die Polizeibeamte offiziell an den Tag legen sollten, zum einen nicht gibt und zum anderen auch gar nicht geben sollte. Die Qualität polizeilicher Arbeit liegt nämlich gerade im Dazwischen, in der involvierten Distanz, der entfremdeten Teilhabe, wie Thomas Strässle sie als charakteristisch für die Gelassenheit analysiert. Sie liegt in der Auslotung eigener Licht- und Schattenseiten als Zugang zur Komplexität des Gegenübers, einer inneren Beteiligung oder Empathie also, und gleichzeitig in der kontinuierlichen Reflexion, dem Schritt zurück, der wieder Abstand schafft und den Blick schärft.

In den primären Erzählstrang des Romans schiebt sich eine zweite Ermittlung, die hier nur insoweit von Belang sein soll, dass sie die Verstrickung von Täter und Opfer nochmals unterstreicht und für die Lösung des Falls am Ende eine tragende Rolle spielt.

Das personelle Inventar ist überschaubar und muss in diesem Zusammenhang nicht en détail vorgestellt werden. Eine aufschlussreiche Nebenrolle spielt die anstelle der tablettensabhängigen Mutter für die Erziehung des Verdächtigen zuständige sadistisch veranlagte Tante, die aufgrund ihrer eigenen Disposition früh seine problematische Veranlagung erkennt, die sie gleichzeitig durch ihre grausamen Erziehungsmethoden fördert. Selbst hochgradig kriminell, ohne je überführt worden zu sein, tritt sie als Hauptbelastungszeugin im Prozess gegen den Jugendlichen auf.

Als liebenswürdiger zufälliger Fluchthelfer des Hauptprotagonisten dagegen fungiert ein vereinsamter griechischer Gastwirt, der Jahre zuvor den mutmaßlichen Vergewaltiger seiner Schwester umgebracht hat - so weit so unrealistisch. Die Funktion dieser Figur liegt vor allem darin, dass sich anhand des Zusammentreffens beider "Mörder" eine Diskussion über die Rechtfertigung von Mord führen lässt; denn natürlich sieht der Rächer seiner Schwes-

ter seine Tat als ethisch vertretbar, während er die des "Triebtäters" verurteilt. Gleichzeitig merkt er, dass seine Argumentation nicht weit trägt und liefert seinen Gast deshalb auch nicht der Polizei aus.

Insgesamt kommt der Roman nicht ganz ohne Schwarz-Weiß-Malerei aus. Seine Stärke aber liegt in der Ausleuchtung der Grauzonen, der komplexen Charaktere, der bösen Guten und der guten Bösen. Die Figur, die sich vor diesem Hintergrund im Lauf der Romanhandlung als Mensch am klarsten herausdifferenziert und dem Leser damit am nächsten tritt, ist der Mordverdächtige selbst, der vor 30 Jahren seine Freundin in einem Blutrausch umgebracht hat und seither täglich mit den Dämonen in sich selbst kämpft. Er weiß um seine Schattenseiten und traut sich selbst nicht über den Weg. In gewissem Sinne ist er ein tragischer Held. Sogar die ermittelnde Kommissarin als Sympathieträgerin bleibt diesem alle Tiefen des Menschlichen auslotenden Charakter gegenüber vergleichsweise blass. Er ist gut und böse, schuldig und unschuldig - und bleibt das trotz aller Relativierungen und Differenzierungen, die sich noch ergeben, bis zuletzt. Er wird sich seiner selbst nie sicher sein, nie wissen, ob seine Selbstkontrolle irgendwann versagt.

Gleichzeitig leistet er als Experte erfolgreiche Ermittlungsarbeit: gegen den Serienimitator seiner singulären Tat und gegen sich selbst. Seine Strategie:

"Ich muss mich meinen inneren Dämonen stellen und gleichzeitig stark genug sein, um zu widerstehen (...) Ich denke an den Mörder, der ich sein könnte, und versuche im selben Atemzug zu vergessen, dass ich vielleicht auf der Suche nach mir selbst bin...Was, wenn ich ihn nicht finde? Was, wenn ich mich finde?"<sup>102</sup>

"Das Fremde in mir" ist ein Stück unrealistischer Fiktion, weil die Story so realiter wohl nicht vorstellbar wäre. Trotzdem hat dieser Krimi seine eigene Wirklichkeit: er spielt durch, was kriminalistisch dabei herauskommen kann, wenn man die Abgründe der eigenen Persönlichkeit konfrontiert und in einer reflektierten Form mobilisiert, um sie als Ressource zu nutzen. Gleichzeitig zeigt er die Gefahr, die darin liegt, die eigenen Dämonen unreflektiert in andere zu projizieren. Denn vermeintliche Einfühlung kann sich als Selbsttäuschung erweisen:

---

102 Bernuth a.a.O. S. 59 und 61

"Die Verwechslung von Projektion und Einfühlung kommt relativ leicht zustande... Das Subjekt ist beispielsweise der Ansicht, sich in einen sogenannten "Schuldigen" eingefühlt zu haben, ohne sich dessen bewußt zu sein, daß es lediglich eigene Schuldgefühle auf das Objekt projiziert hat."<sup>103</sup>

Das ist die andere Seite der Medaille, die bei Roth ausführlich diskutiert wird. Auch sie gehört zum normal-menschlichen Repertoire. Was sie gefährlich macht, ist allein, sie nicht zu realisieren. Ein Denken, das strikt unterscheidet zwischen den *Guten (wir)* und den *Bösen (die anderen)*, macht die Auseinandersetzung mit den eigenen menschlichen Unzulänglichkeiten und Schattenseiten nahezu unmöglich. Aber ihre Abwertung und Tabuisierung erst macht sie zum Problem, nicht die Tatsache, dass es sie gibt.

### 7.3 Profiling

Profiler: das sind die Helden der Kriminalistik, die mit profunder Tatortanalyse und messerscharfer psychologischer Intuition das Charakter- und Verhaltensprofil eines noch unbekanntem Serienmörders erstellen, mit dem die Ermittler schließlich dem zuvor völlig unauffälligen Täter auf die Spur kommen - soweit zumindest die landläufige Vorstellung, die (meist aus dem anglo-amerikanischen Raum stammende Fiction-Serien und halbdokumentarischen Fernsehproduktionen) suggerieren.

Die (nicht nur) bei der deutschen Polizei tatsächlich angewandte sogenannte operative Fallanalyse ist erstens aus gutem Grund Teamarbeit (die Gefahr bei Alleingängen lauert immer in Gestalt der Einbahnstraße, der ein Ermittler folgt, der einmal die Überzeugung gewonnen hat, auf der richtigen Fährte zu sein - eigene Zweifel sind wesentlich leichter aus dem Weg zu räumen als die kritischer Kollegen mit eigenen Überzeugungen) und hat zweitens wenig mit Intuition und viel mit Methode und logischem Denken zu tun. Sie ist zunächst einmal Tatortarbeit, die versucht, aus Spuren zu rekonstruieren, was sich abgespielt hat, und mündet durchaus nicht zwangsläufig in die Erstellung eines klassischen Täterprofils.<sup>104</sup>

---

<sup>103</sup> Ramas a.a.O. S. 117

<sup>104</sup> Vgl. Bidlo, Oliver: Profiling. Im Fluss der Zeichen. S.87 ff.

Trotzdem bleibt ein Rest, den man als "menschlichen Faktor" bezeichnen kann und der sich nicht zuletzt in dem äußert, was überhaupt als Spur identifiziert wird und in die Ermittlungsarbeit eingeht. Denn Spuren sind nicht objektiv gegeben, sondern werden konstruiert.<sup>105</sup>

"Die menschliche Wahrnehmung fokussiert auf die Informationen, die zu den eigenen Fragestellungen und Annahmen passen (...) Verstärkt durch die Motivation, den Fall zu lösen und Rückschläge zu vermeiden, begeht der Profiler - und nicht nur er - den Fehler, nur diejenigen Informationen bewusst wahrzunehmen, die ins Bild passen."<sup>106</sup>

Um diesen *menschlichen Faktor* geht es, wenn im folgenden das Alltagsprofilung unter die Lupe genommen werden soll, die Art von Profiling also, die wir alle täglich betreiben, wenn wir einen Menschen auf der Straße scannen, wenn wir ihn aufgrund seiner Kleidung, seiner Bewegungen, seiner Gestik, seiner Sprache, seiner Frisur, sämtlicher Zeichen, die er bewusst oder unbewusst aussendet, einordnen.<sup>107</sup> In Sekundenbruchteilen machen wir uns unwillkürlich ein Bild von einem Menschen, ordnen ihn in unser Weltbild ein. Dieses Bild hat notgedrungen etwas Scherenschnittartiges und Schablonenhaftes (man kann sich das gut vorstellen, wenn man sich Szenen aus expressionistischen Stummfilmen vor Augen führt), weil es explizit dazu dient, Komplexität zu reduzieren: es ist ein Profil mit scharfen Konturen, das sich deutlich gegen seinen Hintergrund abhebt, aber keine Tiefenschärfe hat.<sup>108</sup> Es hilft uns, uns oberflächlich zurecht zu finden, Übersicht zu bewahren. Ansonsten wären wir schutzlos einer Reizüberflutung ausgesetzt, die für uns nicht mehr durchschaubar und deutbar wäre.

Oft sind es fast archaische Kategorien, nach denen wir entscheiden, ob wir jemandem trauen können oder misstrauen müssen, ob jemand für uns eine Bedrohung darstellt oder harmlos ist, ob wir ihm sozial und intellektuell auf Augenhöhe begegnen oder sich nach oben oder unten eine Kluft auftut. Profiling in diesem Sinne ist eine (Über)-Lebensstrategie, die wir uns von Kindheit an sukzessive aneignen.

---

105 Vgl. Obeslo, Christian: Das Kinde der Erfahrung. Ein Versuch.. In: Feltes, Thomas (Hrsg.): Neue Wege, neue Ziele. Polizieren und Polizeiwissenschaft im Diskurs S. 127

106 Weßel-Therhorn, Denise: Profiling - wissenschaftliche Ermittlungsmethode oder kriminalistisches Kaffeesatzlesen? - Zum Anspruch der Wissenschaftlichkeit der Methode des Profiling - In: Feltes, Thomas (Hrsg.): Neue Wege, neue Ziele S. 213

107 Vgl. Bidlo a.a.O. S. 15

108 Vgl. Bidlo a.a.O. S. 87

Für die Polizeiarbeit hat dieses Alltagsprofilung eine besondere Bedeutung. Es ist Motor zahlreicher Handlungen oder Unterlassungen im Dienst: es bestimmt ganz maßgeblich das, was an sogenannten "Hol-Delikten" in die PKS eingeht, denn überprüft und gegebenenfalls einer Straftat überführt werden Personen, die beim ersten Scannen auffallen. Und was auffällt, bestimmen Erfahrung und Intuition, eigene kulturelle Prägungen und Wertvorstellungen, die Schwerpunkte der herrschenden Sicherheitspolitik, die Gepflogenheiten der Truppe - und nicht zuletzt die eigenen Abgründe, die man projiziert.

In der "Dialektik der Aufklärung" gehen Horkheimer und Adorno in der Auseinandersetzung mit der Verfolgung und Ermordung von Minderheiten während des Nationalsozialismus auf die Gefahren der von ihnen so genannten "falschen Projektion" ein, derjenigen nämlich, die nicht als solche, also als Teil der eigenen Identität, begriffen wird und deshalb als Angriff auf das Selbst abgewehrt werden muss. Als "falsche" ist die Projektion pathologisch und birgt die Gefahr, zu Exzessen von Gewalt zu führen:

"Wenn Mimesis sich der Umwelt ähnlich macht, so macht falsche Projektion die Umwelt sich ähnlich. Wird für jene das Außen zum Modell, dem das Innen sich anschmiegt, das Fremde dem Vertrauten, so versetzt diese das sprungbereite Innen ins Äußere und prägt noch das Vertrauteste als Feind. Regungen, die vom Subjekt als dessen eigene nicht durchgelassen werden und ihm doch eigen sind, werden dem Objekt zugeschrieben: dem prospektiven Opfer."<sup>109</sup>

Zuallererst einmal, so die Folgerung, ist jeder Mensch Profiler seiner selbst. Denn die eigenen Maßstäbe ebenso wie das eigene Unbewusste gehen in die Erfahrung der Welt ein. Wahrnehmung ist immer Wahrnehmung unter bestimmten Bedingungen. So lange man sich dessen bewusst ist, kann dieses Wissen genutzt werden, um eigene verdrängte Regungen, destruktive Fantasien, Ressentiments, Aggressionen oder Rachegefühle als Quelle für das Verständnis von kriminellen Motivation und Denkstrukturen anzuzapfen. Ist man sich dessen nicht bewusst, verwechselt man das eine mit dem anderen und zieht unter Umständen falsche Konsequenzen.

Legt man also die oben ausgeführte Theorie zu Grunde, dass Projektion eine Alltagstechnik ist, mit der wir uns in unserem privaten wie beruflichen Umfeld positionieren und orientieren, der wir nicht entkommen, die wir aber als solche realisieren und damit in ihrer Ambivalenz erkennen und nutzen können,

---

<sup>109</sup> Horkheimer, Max/Adorno, Th. W.: Dialektik der Aufklärung S. 196

und wie sie sich in die Technik des Alltagsprofilings einschreibt, wird klar, wie die Polizei diese Doppelstruktur als Ressource nutzen kann. In ihr akkumuliert sich zum einen der polizeiliche Instinkt, jener halbbewusste Erfahrungsschatz, der automatisch reaktiviert wird, wenn Situationen oder Personen auftreten, die einen an irgendetwas erinnern, zum anderen aber auch persönliche Abgründe, die einem mehr über sich selbst sagen als über den anderen. Beides wird sich nie sauber voneinander trennen lassen. Es bleibt eine Grauzone, ein ewiger Stolperstein. Aber genau darin liegt der Wert der Ambivalenz, wenn man sich ihrer bewusst ist: sie schützt vor voreiligen Schlüssen, lässt immer eine andere Option offen, bindet die Aufmerksamkeit, die allzu viel Sicherheit einschlafen lässt.

Das heißt, um es an einem ganz plakativen Beispiel zu verdeutlichen: wenn eine Fußstreife im Bahnhofsviertel aus Erfahrung Tätowierte, Glatzköpfe und Springerstiefelträger kontrolliert, dann hat das durchaus nachvollziehbare Gründe und eine bestimmte Berechtigung.<sup>110</sup> Gleichzeitig sollten sich die Beamte der Tatsache bewusst sein, dass eben dieser Selektionsmechanismus, dem sie folgen und der einer Mischung aus Urteilen, Vorurteilen und Projektionen entstammt, auch der kriminellen Szene bekannt ist, die damit möglicherweise spielt, und sie mit dieser Methode vielleicht die immer gleichen kleinen Ganoven erwischen, aber sicher nicht den großen Fang machen.

Konsequent weitergedacht, hieße das, es könnte sich lohnen, einmal die systematisch zu kontrollieren, die ganz besonders unauffällig sind. Das heißt wiederum nicht, dass das der Königsweg zum Erfolg ist und sich dabei reihenweise scheinbar anständige Bürger als Kriminelle entpuppen (dazu müsste man außer Taschen schon Steuererklärungen, Konten und dergleichen überprüfen, was ohne konkreten Verdacht natürlich nicht geht). Aber es bedeutet auch nicht, dass man damit grundsätzlich auf der falschen Spur ist, sondern lediglich auf der Spur von Delikten, die schwerer nachweisbar sind. Und zu dieser Vermutung gelangt man nicht zuletzt auf dem Weg der kritischen Selbstanalyse. Denn wo hat man nicht selbst schon manipuliert, Tatsachen zurecht gerückt, sich nicht ganz legal aus der Affäre gezogen, mit dem Gedanken gespielt, sich endlich mal etwas von den eingezahlten Versicherungsprämien zurückzuholen.

<sup>110</sup> Vgl. Reichertz, Jo: "Meine Schweine erkenne ich am Gang". Zur Typisierung typisierender Kriminalpolizisten

Sich vom Denken in Gegensätzen zu verabschieden, bedeutet, näher an die Realität zu rücken, die Welt in ihrem Facettenreichtum zu realisieren. Dabei relativiert sich die Monströsität so manchen Verbrechen und offenbaren sich Abgründe in der Idylle. Dabei entwickelt man ein realistischeres Verhältnis zu sich selbst und zu anderen, und letztlich eine gelasseneren Haltung, kurz: jene involvierte Distanz, die professionelles Handeln und Menschlichkeit miteinander verbindet.

### 8.1 Zwischen Sicherheit und Freiheit

"Wer nach seiner Identität fragt, ist sich ihrer nicht (mehr) gewiss. Er reagiert auf ein aktuell erlebtes oder antizipiertes Defizit, auf eine Unklarheit oder Unpässlichkeit im eigenen Selbstverhältnis und Selbstverständnis."<sup>111</sup>

Das gilt für Individuen genauso wie für Gruppen und Institutionen, und kann als Signatur spätmoderner Gesellschaften aufgefasst werden.<sup>112</sup> Diese fundamentale Verunsicherung äußert sich unter anderem in dem in Unternehmen und sozialen Organisationen ebenso wie in Verwaltung und staatlichen Institutionen grassierenden Bedürfnis, sich Leitlinien bzw. Leitbilder zu verordnen. Die Polizei bildet da keine Ausnahme. Sie befindet sich in einer späten Umbruchphase, muss sich von ihren noch lange in die Bundesrepublik hinein geretteten militärischen Strukturen lösen, um ihren Platz in der Mitte der Zivilgesellschaft zu etablieren.

Die Leitbilder, die sich ihre einzelnen Organisationen geben, klingen genauso bemüht wie sie das überall sonst auch tun, weil sie Ausdruck einer Unselbstverständlichkeit sind, hinter der ein registrierter Mangel steht, einen idealen Entwurf von sich selbst darstellen, dem man immer hinterherhinkt. Was Leitbilder so unglaublich macht, ist ihre Formulierung im Indikativ, wo ehrlicherweise der Optativ angebracht wäre<sup>113</sup> - eine grammatikalische Verzerrung, die in sämtlichen Bereichen des Wirtschafts- und Arbeitslebens inzwischen Norm ist - und bei allem guten Willen, der dahinter steckt, der unbeholfene Versuch ist, realen Ambivalenzen zu entkommen, Eindeutigkeiten zu suggerieren, wo die Realität disparat ist, Konsonanz zu demonstrieren, wo Dissonanzen herrschen. Sie spiegeln den Denkmodus des Entweder-Oder, indem sie das Wünschenswerte als Fakt postulieren und das Unerwünschte aussparen. Sie repräsentieren also eine Institution mit defizitärer Identität, die ihre Schattenseiten verleugnet.

---

111 Straub, Jürgen: Identität als psychologisches Deutungskonzept. In: Greve, Werner (Hrsg.): Psychologie des Selbst S. 279

112 Vgl. Straub a.a.O. S. 280

113 Im Leitbild der Bayerischen Polizei etwa stehen Sätze wie "Objektiv und professionell setzen wir das Recht durch", "wir arbeiten erfolgreich", "Vorgesetzte führen gerecht"

Souverän wäre es, der Öffentlichkeit gegenüber die Paradoxien und Widersprüchlichkeiten, die der Polizeiberuf mit sich bringt, plausibel zu machen und zu vermitteln, dass man sich damit offensiv auseinandersetzt. Glaubwürdig wäre es, darauf hinzuweisen, dass, wer Kriminalität erfolgreich verfolgen will, sie bis zu einem gewissen Grad antizipieren (Risiken und Nebenwirkungen nicht ausgeschlossen), dann aber rechtzeitig Grenzen setzen muss, und dass das jeden Tag aufs Neue eine Gratwanderung ist. Eine Polizei, die der Gesellschaft gegenüber offenlegt, dass sie genau da, wo sie ihr größtes Potenzial hat, auch am stärksten gefährdet ist, beweist, dass sie ihren Auftrag ernst nimmt, sich als Teil dieser Gesellschaft definiert und bereit ist, ihr gegenüber Rechenschaft abzulegen. Sie zeigt, dass sie wachsam und selbstkritisch genug ist, um das Privileg des Gewaltmonopols zurecht anvertraut zu bekommen. Indem sie zu ihren Schwächen steht, zeigt sie Stärke.<sup>114</sup>

Aufgabe der Polizei - so ist es in den Polizeigesetzen der Länder und des Bundes geregelt - ist es, Gefahren für die öffentliche Sicherheit und Ordnung abzuwehren.<sup>115</sup> Herstellung von Sicherheit bedeutet gleichzeitig aber auch Wahrung der maximalen Freiheit des Einzelnen. Freiheit und Individualität zu garantieren, bedeutet Raum für Abweichungen zu lassen, so lange sie andere oder das Gemeinwesen als solches nicht gefährden. Das gerät innerhalb eines politischen Diskurses, der immer stärker in Richtung Präventivsicherheit kippt<sup>116</sup>, also als gerechtfertigt betrachtet, zu verfolgen und zu überwachen, wo kein Straftatbestand auszumachen und keine konkrete Gefahrenlage nachzuweisen ist, leicht aus dem Blick. Genau an diesem Punkt aber kann Polizei Autonomie jenseits (partei-)politischer Auseinandersetzungen gewinnen, wenn sie sich auf Artikel 2 des Grundgesetzes beruft. Denn die Bindung von Sicherheit an Freiheit als ihre Grundbedingung - weil beide einander gegenseitig definieren, ohne Freiheit keine Sicherheit, ohne Sicherheit keine Freiheit denkbar ist - ist der Boden, auf dem Polizei im modernen Rechtsstaat steht und der ihr notfalls auch die Basis zur Verweigerung gibt, wenn eine Regierung sich vom Gedanken der Freiheit verabschiedet.

---

114 Dass eine Organisation durch Selbstkritik und Veränderungsbereitschaft an Glaubwürdigkeit gewinnt, lässt sich aktuell an der Entwicklung der katholischen Kirche unter ihrem neuen Papst hervorragend beobachten.

115 Vgl. zum Beispiel Polizeigesetz des Landes Nordrhein-Westfalen (PolG NRW) in der Fassung der Bekanntmachung vom 25. Juli 2003 § 1 (1)

116 Vgl. Feltes, Thomas: Kriminalpolitik, in: Lange, J. (Hrsg.): Wörterbuch zur Inneren Sicherheit S. 161

Polizeiarbeit in diesem Sinne ist per definitionem eine ambivalente: sie verschafft beiden Grundrechten, dem der Sicherheit und dem der Freiheit Geltung, wenn sie sie nicht als Gegensätze begreift, sondern als existenziell aufeinander angewiesene Komponenten, die dann ihr größtes Potenzial entfalten, wenn sie sich die Waage halten. Wenn Polizei dieses Denken im Modus des Sowohl-als-Auch als Stärke und nicht als Mangel versteht, ist sie auch gefeit vor politischer Instrumentalisierung jeglicher Couleur und hat aus ihrer braunen Vergangenheit tatsächlich Konsequenzen gezogen.

Identität - auch die von Organisationen - entwickelt sich immer zwischen der Sehnsucht nach Einzigartigkeit und dem Bedürfnis nach sozialer Akzeptanz, also zwischen Abgrenzung und Anpassung. Polizei hat allein schon durch das Gewaltmonopol einen Sonderstatus innerhalb der Gesellschaft, der ihr ein außerordentliches Maß an Macht verleiht und deshalb auch ein außerordentliches Maß an Verantwortung von ihr fordert. Gleichzeitig ist sie Teil der Gesellschaft, die sie legitimiert und in deren Dienst sie steht, also distanziert und involviert zugleich. Diese Doppelstruktur ist für Kompetenz und Erfolg von Polizei ebenso verantwortlich wie für Defizite und Fehler. Wenn Polizei von der Öffentlichkeit in diesem Spannungsfeld wahrgenommen wird, funktioniert die Kommunikation zwischen beiden auch.

## **8.2 Teamgeist statt Korpsgeist**

Je nach Situation greifen wir im Alltag mehr auf unsere persönliche oder auf unsere soziale Identität zurück.<sup>117</sup> Wir können also je nach Bedarf aus einem Repertoire das der Situation Angemessene auswählen. In den meisten beruflichen Kontexten (sieht man einmal von den künstlerischen Berufen ab) spielt die soziale Identität die ausschlaggebende Rolle, weil die Anforderungen, die dort an uns gestellt werden, ein gewisses Rollenverhalten voraussetzen. Gerät die persönliche Identität dabei allerdings ganz ins Hintertreffen, macht sich Frustration breit: sich als Individuum bei der Arbeit gar nicht einbringen zu können, vermittelt ein Gefühl mangelnder Wertschätzung. Die viel zitierte innere Kündigung ist dann nicht weit.

---

<sup>117</sup> Vgl. Greve, Werner: Das erwachsene Selbst. In: Ders. (Hrsg.): Psychologie des Selbst S. 167

Darüber hinaus sind wir meist nicht als Einzelkämpfer gefragt, sondern als Teil eines Teams mit einem bestimmten Code, dem wir uns anpassen, den wir aber auch mit prägen. Anders als ein durchschnittliches Team empfinden sich Polizeieinheiten oft als eingeschworene Gemeinschaften, die ihre Adepten genauso vorbehaltlos verteidigen wie sie Abweichlern das Leben schwer machen. Korpsgeist<sup>118</sup> taucht in zahlreichen polizeiwissenschaftlichen Studien auf und wird dort kritisch fokussiert. Persönliche Identität scheint also im Rahmen der Polizei weitgehend der sozialen zum Opfer zu fallen, und zwar auf doppelter Ebene: zum einen durch die von sich aus streng reglementierte Rolle von Polizisten als solcher (*wir sind die Guten*) und zum anderen durch die Subkultur der Truppe, die individuelles und vor allem kritisches Denken und Handeln stark limitiert und damit innovationshemmend wirkt.

Ein gutes Team besteht aber aus Individuen. Differenzen müssen eine Truppe nicht spalten, sondern können sie im Gegenteil bereichern, sind ihr eigentliches Potenzial. Sie sind nicht Ausdruck von Uneinigkeit, sondern von Komplexität; und Kritik ist kein Angriff auf Kollegen, sondern eine alternative Sichtweise.

Um das zu realisieren, braucht man zuallererst einmal ein differenziertes und realistisches Verhältnis zu sich selbst. Wer sich selbst in seiner Ambivalenz wahrnimmt und wertschätzt, kann andere kritisieren, ohne sie abzuwerten und Kritik annehmen, ohne sich als Persönlichkeit verletzt zu fühlen. In einer solchen Atmosphäre geht es dann auch nicht mehr um Denunziation, wenn der Gewaltexzess eines Kollegen zum Thema gemacht wird. Da keiner weiß, wann er selbst einmal überreagiert, destruktive Tendenzen auslebt, die er normalerweise unter Kontrolle hat, wird auch niemand den Kollegen verurteilen, sondern froh sein, wenn er selbst noch nicht in diese Situation geraten ist. Es geht dann nicht mehr darum, ob ein schwarzes Schaf geopfert wird, sondern darum, was ein Team tun kann, um so einen Fall zu verhindern.

Ein im sozialen Bereich längst etabliertes Instrument wäre hier regelmäßige Supervision, durch die Krisen - seien sie nun beruflicher oder privater Natur (meist akkumulieren sich unterschiedliche Faktoren) - frühzeitig erkannt werden und einer Eskalation vorgebaut werden kann.

---

118 dazu ausführlich Behr, Rafael: Polizeikultur. Routinen - Rituale - Reflexionen. Bausteine zu einer Theorie der Praxis der Polizei, S. 91 ff

Nach einem tödlichen Gewaltexzess durch Beamte einer Kölner Wache hat man sich dort Gedanken darüber gemacht, wie es dazu kommen konnte und entsprechend umstrukturiert. Der für die Neukoordination zuständige Beamte erklärt den Ansatz so:

"Polizeikultur hängt immer von Dienststrukturen ab und umgekehrt. Wir haben die Kölner Dienststelle... umgebaut und dafür gesorgt, dass die Kollegen des Streifen dienstes weniger mit den immer gleichen Problemgruppen konfrontiert sind. Dazu haben wir Organisationen aus freiwilligen Beamten aufgebaut, die sich mit der Drogenszene, der Punkszene und den aggressiven Eventszenen auseinandersetzen und so die Belastung der "normalen" Streifenbeamten minimieren. Die meisten Beamten arbeiten jetzt nicht mehr in festen Dienstgruppen, sondern in wechselnden Pools. So werden Abschottungstendenzen und fragwürdiger Korpsgeist vermieden."<sup>119</sup>

Das heißt hier ging man nicht davon aus, dass sich ein paar schwarze Schafe auf dem Rücken einer sonst völlig integren Institution ausgetobt haben, sondern hat die Rahmenbedingungen dafür analysiert, unter denen dieser Exzess möglich wurde, und sie entsprechend auf mehreren Ebenen korrigiert: Zum einen wurden Stressfaktoren für die Streifenbeamten reduziert, indem Aufgabenbereiche an Spezialisten delegiert wurden, die sich aufgrund intensiver Beschäftigung mit ihrer Klientel längst nicht so leicht provozieren lassen. Zum anderen wurde der Bildung von Seilschaften und der damit einhergehenden gegenseitigen Deckung der Boden entzogen. Eingespielte Teams haben natürlich ihre Vorzüge, weil man sich mehr oder minder blind versteht. Aber wechselnde Teams machen die Arbeit variantenreicher und verändern die Rollenverteilung: wer sich beispielsweise in einem festen Team immer unterzuordnen hat, kann in wechselnden Gruppen durchaus auch einmal Führungsverantwortung übernehmen.

Insgesamt geht die Lösung, die hier gefunden wurde, jedenfalls nicht mehr von der Prämisse *wir sind die Guten* aus, sondern realisiert die Ambivalenz, die den Polizeiberuf im allgemeinen und jeden einzelnen Beamten im besonderen auszeichnet, und versucht ressourcenorientiert damit umzugehen. Sie leugnet nichts ab, sondern konfrontiert die Realität und schafft damit die Basis für verantwortungsvolles Handeln.

---

119 "Fragwürdiger Korpsgeist". Udo Behrendes im Interview mit Sabine Rückert. In: DIE ZEIT Nr. 40/2012 S. 21

### 8.3 Das Böse ist menschlich

"Töten ist menschlich" sagt Hans-Ludwig Kröber, Chef des Instituts für Forensische Psychiatrie der Berliner Charité, und löst damit bei den meisten Menschen erst einmal heftige Entrüstung aus, auch bei denen, die ohne mit der Wimper zu zucken, die Todesstrafe für Sexualstraftäter fordern:

"Dabei ist Gewalt - objektiv und moralfrei betrachtet - zunächst eine elementare Kraft im Menschen... Aggression gehört... zur natürlichen Ausstattung des Menschen. Nur bedürfen alle heftigen menschlichen Bedürfnisse einer besonders starken Kulturierung... Zu einem rationalen Umgang mit der Gewaltgefahr gehört, dass wir sie nicht in sublimen Hirnbezirke mit kaputten Spiegelneuronen verbannen, sondern als normal begreifen. Gewalt gehört zur *condition humana*, dies zu verleugnen ist lebensgefährlich."<sup>120</sup>

Auch Kröber geht es nicht darum, Gewalt in irgendeiner Weise zu legitimieren oder zu verharmlosen. Im Gegenteil: er setzt auf einen ehrlichen Umgang mit ihr als einziger Möglichkeit, sie zu kontrollieren. Die *Bösen*, das sind nicht die anderen, nicht die aufgrund genetischer oder neurologischer Defekte Anormalen.<sup>121</sup> Das *Böse* steckt in jedem von uns. Es ist eine Variante des *Normalen*, weshalb es nichts nützt, wenn wir es von uns abspalten. In Schach halten können wir es nur, wenn wir aufhören, es zu leugnen. Und leugnen werden wir es, so lange wir es als *abnorm* einordnen.

Deshalb tut auch die Polizei gut daran, sich mit den eigenen Schattenseiten zu befassen: um ein differenzierteres Bild von der Kriminalität der anderen und einen kritischeren Blick für die eigene zu entwickeln; um den projektiven Umgang mit den eigenen Schattenseiten zu erkennen und daraus entstehende Überreaktionen zu regulieren; um eigene kriminelle Energien zu kontrollieren und als Ressource für die Arbeit zu nutzen. Sie tut nicht nur gut daran, das intern zu praktizieren, sondern auch nach außen zu kommunizieren. Denn Ehrlichkeit gegenüber sich selbst und anderen schafft Vertrauen und Glaubwürdigkeit bei den Bürgern, und letztlich auch Verständnis für (un-)vermeidliche Fehler.

---

120 Kröber, Hans-Ludwig: Töten ist menschlich. In: DIE ZEIT Nr.42/2012 S. 18f.

121 Dazu Haller, Reinhard: Das ganz normale Böse. Warum Menschen morden S. 50: "Nach allen wissenschaftlichen Untersuchungen sind nur 5-10% der Massenmörder psychisch gestört. Bei dieser kleinen Gruppe handelt es sich um sadistische, narzistische oder emotional instabile Persönlichkeiten, die unter dem Schirm eines Krieges die ganze Bösartigkeit ihres Charakters ausleben. Der Rest der Täter sind ganz normale Menschen. Personen wie Sie und ich."

## NACHSPIEL

---

"Ob aber das Böse wirklich immer und überall ein Feind ist? Vielleicht ist es abschließend angebracht, an eine Denkfigur zu erinnern, wie sie etwa im hinduistischen Denken zu finden ist. Der böse Dämon steigt dort, nachdem er in der apokalyptischen Schlacht vom guten Gotte besiegt wurde, sogleich in den Himmel auf. Er hat sich den paradiesischen Aufenthalt wohl verdient. Denn Gott konnte seine Macht und Herrlichkeit nur deshalb wunderbar demonstrieren, weil ihm der Dämon durch seine böse Existenz quasi einen roten Teppich ausbreitete."

(Volker Sommer: Alles Leben ist Egoismus. Zur Evolution des Eigennutzes. In: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH (Hrsg.): Das Böse. Jenseits von Absichten und Tätern oder: Ist der Teufel ins System ausgewandert?)

## LITERATUR

---

- Ahrens**, Hans-Joachim: Bemerkungen zur Biopsychologie der Projektion, in: Neusser, Jürgen/Kriebel, Reinhold (Hrsg.): Projektion. Grenzprobleme zwischen innerer und äußerer Realität, Göttingen 1992
- Asmus**, Hans-Joachim: Die Funktion des beruflichen Selbstbildes in der Transformationsphase der Polizei in den neuen Bundesländern, in: Ohlemacher, Thomas u.a. (Hrsg.): Empirische Polizeiforschung VIII: Polizei im Wandel? Organisationskultur(en) und -reform, Frankfurt 2007
- Baumann**, Zygmunt: Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit, 2005
- Behr**, Rafael: Cop Culture. Der Alltag des Gewaltmonopols, Opladen 2000
- Ders.:** Paradoxien gegenwärtiger Polizeiarbeit in Deutschland: Zwischen "Smooth-Policing" und "Knüppel-aus-dem-Sack", in: Hans-Jürgen Lange (Hrsg.): Staat, Demokratie und innere Sicherheit in Deutschland, Opladen 2000
- Ders.:** Polizeikultur. Routinen - Rituale - Reflexionen. Bausteine zu einer Theorie der Praxis der Polizei. Wiesbaden 2006
- Bernuth**, Christa: Das Falsche in mir, München 2014
- Besier**, Gerhard: Weder gut noch böse. Warum sich Menschen wie verhalten, Berlin 2012
- Bidlo**, Oliver: Profiling. Im Fluss der Zeichen, Essen 2011
- Böllinger**, Lorenz/Lautmann, Rüdiger (Hrsg.): Vom Guten, das noch stets das Böse schafft. Kriminalwissenschaftliche Essays zu Ehren von Herbert Jäger, Frankfurt am Main 1993
- Bosold**, Christine: Polizeiliche Identität & berufliche Entwicklung, in: Ohlemacher, Thomas u.a. (Hrsg.): Empirische Polizeiforschung VIII: Polizei im Wandel? Organisationskultur(en) und -reform, Frankfurt 2007
- Chamisso**, Adelbert von: Peter Schlemihls wundersame Geschichte, Reclams Universal-Bibliothek Nr. 93, Ditzingen
- Faulstich**, Werner (Hrsg.): Das Böse heute. Formen und Funktionen. München 2008
- Feltes**, Thomas (Hrsg.): Neue Wege, neue Ziele. Polizieren und Polizeiwissenschaft im Diskurs. Frankfurt 2009

- Ders.:** Kriminalpolitik, in: Lange, J. (Hrsg.): Wörterbuch zur Inneren Sicherheit, Wiesbaden 2006 S. 160-164
- Fromholzer,** Franz/Preis, Michael/Wisiorek, Bettina: Noch nie war das Böse so gut. Die Aktualität einer alten Differenz, Heidelberg 2011
- Glaser,** Barney G./Strauss, Anselm L.: Grounded Theory: Strategien qualitativer Forschung. Aus dem Amerikanischen von Axel T. Paul, Bern 2008
- Götz,** Matthias/Haldner, Bruno/Buschle, Matthias: Schatten, Schatten. Der Schatten - das älteste Medium der Welt. Museum für Gestaltung Basel, Basel 2003
- Gombrich,** Ernst H.: Schatten. Ihre Darstellung in der abendländischen Kunst, Berlin 2009
- Greve,** Werner (Hrsg.): Psychologie des Selbst, Weinheim 2000
- Ders.:** Das erwachsene Selbst, in: Greve, Werner (Hrsg.): Psychologie des Selbst, Weinheim 2000
- Haller,** Reinhard: Das ganz normale Böse. Warum Menschen morden. Reinbek bei Hamburg 2011
- Hildenbrock,** Aglaia: Das andere Ich: künstlicher Mensch und Doppelgänger in der deutsch- und englischsprachigen Literatur, Tübingen 1986
- Horkheimer,** Max/Adorno, Theodor W.: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Frankfurt am Main 2003
- Jun'ichiro,** Tanizaki: Lob des Schattens, Zürich 1987
- Kalka,** Joachim: Hoch unten: Das Triviale in der Hochkultur, Berlin 2008
- Kast,** Verena: Der Schatten in uns. Die subversive Lebenskraft, München 2006
- Kaufmann,** Rolf: Das Gute am Teufel. Eigenen Schattenseiten und Abgründen begegnen, Zürich/Düsseldorf 1998
- Kersten,** Joachim: "Polizeiwissenschaft". Eine programmatische Standortbestimmung, in: SIAK Journal. Zeitschrift für Polizeiwissenschaft und Polizeiliche Praxis 1/2012
- Kleist,** Heinrich von: Michael Kohlhaas. Aus einer alten Chronik, Reclam Universal-Bibliothek, Ditzingen 2011
- Ders.:** Die Marquise von O. Das Erdbeben in Chili, Reclam Universalbibliothek, Ditzingen 2004

- Klosinski**, Gunther: Das Böse unter dem Aspekt der Kindesentwicklung aus kinder- und jugendpsychiatrischer Sicht, in: Faulstich, Werner (Hrsg.): Das Böse heute. Formen und Funktionen, München 2008
- Lüdemann**, Christian/Ohlemacher, Thomas: Soziologie der Kriminalität: theoretische und empirische Perspektiven, Weinheim 2002
- Luhmann**, Niklas: Die Moral der Gesellschaft, Frankfurt 2008
- Ders.**: Die Ehrlichkeit der Politiker und die höhere Amoralität der Politik, in: Luhmann, Niklas: Die Moral der Gesellschaft, Frankfurt am Main 2008
- Morin**, Edgar: Kultur vs. Erkenntnis, in: Watzlawick, Paul u.a. (Hrsg.): Das Auge des Betrachters. Beiträge zum Konstruktivismus, München/Zürich 1991
- Neuser**, Jürgen/Kriebel, Reinhilde (Hrsg.): Projektion. Grenzprobleme zwischen innerer und äußerer Realität, Göttingen 1992
- Ders.:** Versuch einer Phänomenologie der Projektion, in: Neuser, Jürgen/Kriebel, Reinholde (Hrsg.): Projektion. Grenzprobleme zwischen innerer und äußerer Realität, Göttingen 1992
- Nietzsche**, Friedrich: Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral, hrsg. von Colli, Giorgio und Montinari, Mazzino, München 1999
- Oberndorfer**, Bernd: Ihr werdet sein wie Gott. Die Raffinesse des Bösen, in: Fromholzer, Franz u.a. (Hrsg.): Noch nie war das Böse so gut. Die Aktualität einer alten Differenz, Heidelberg 2011
- Obeslo**, Christian: Das Kind der Erfahrung. Ein Versuch, in Feltes, Thomas (Hrsg.): Neue Wege, neue Ziele. Polizieren und Polizeiwissenschaft im Diskurs, Frankfurt 2009
- Ohlemacher**, Thomas/Mensching, Anja/Werner, Jochen-Thomas (Hrsg.): Empirische Polizeiforschung VIII: Polizei im Wandel? Organisationskultur(en) und -reform, Frankfurt 2007
- Platon**: Das Höhlengleichnis. Sämtliche Mythen und Gleichnisse, Frankfurt am Main 2009
- Poljak**, Leo: Vom guten Bösen. Über Ethik und Tiefenpsychologie, Zürich 1970
- Ramas**, Francesca: Zur Theorie der Projektion. Der Projektionsbegriff in der Psychoanalyse und sein Bezug zur Metaphysik, Essen 2007
- Reichertz**, Jo: "Meine Schweine erkenne ich am Gang". Zur Typisierung typisierender Kriminalbeamter. Forschungsbericht, Hagen 1990

- Rosenberg**, Marshall B.: Konflikte lösen durch gewaltfreie Kommunikation. Ein Gespräch mit Gabriele Seils, Freiburg im Breisgau 2009
- Roth**, Siegwarth: Die Kriminalität der Braven, München 1991
- Scarf**, Maggie: Die Ehe als Begegnung der Gegensätze, in: Zweig, Connie u.a. (Hrsg.): Die Schattenseiten der Seele, Bern/München/Wien 1993
- Scheffer**, Bernd: Dass Gute am Bösen: Teuflich gute Kunst, in: Faulstich, Werner (Hrsg.): Das Böse heute. Formen und Funktionen, München 2008
- Schelling**, F.W.J.: Philosophie der Offenbarung Bd. 11, Darmstadt 1994
- Schmidt-Salomon**, Michael: Jenseits von Gut und Böse. Warum wir ohne Moral die besseren Menschen sind, München 2009
- Schöne**, Marcel: Pierre Bourdieu und das Feld Polizei. Ein besonderer Fall des Möglichen, Frankfurt 2011
- Schubert**, Stefan: Gewalt ist eine Lösung. Morgens Polizist. Abends Hooligan. Mein geheimes Doppelleben. München 2010
- Schwarcz**, Chava Eva: Der Doppelgänger in der Literatur. Spiegelung, Gegensatz, Ergänzung, in: Fichtner, Ingrid (Hrsg.): Doppelgänger. Von endlosen Spielarten eines Phänomens, Bern 1999
- Skojaeei Kawan**, Christine: Menschen ohne Schatten, in: Götz, Matthias u.a.: Schatten, Schatten. Der Schatten - das älteste Medium der Welt, Basel 2003
- Solms**, Mark/Turnbull, Oliver: Dass Gehirn und die innere Welt. Neurowissenschaft und Psychoanalyse, Düsseldorf 2004
- Strässle**, Thomas: Gelassenheit. Über eine andere Haltung zur Welt, München 2013
- Straub**, Jürgen: Identität als psychologisches Deutungskonzept, in: Greve, Werner (Hrsg.): Psychologie des Selbst, Weinheim 2000
- Tenner**, Edward: Der Schatten in Wissenschaft und Technik, in: Götz, Matthias u.a. (Hrsg.): Schatten, Schatten. Der Schatten - das älteste Medium der Welt, Basel 2003
- Thorwald**, Jürgen: Das Jahrhundert der Detektive. Weg und Abenteuer der Kriminalistik, Zürich 1964

- Völschow**, Yvette: Kollegiale Beratung und Supervision - ein Qualitätssicherungsinstrument für die Polizei?, in: Ohlemacher, Thomas u.a. (Hrsg.): Empirische Polizeiforschung VIII: Polizei im Wandel? Organisationskultur(en) und -reform, Frankfurt 2007
- Watzlawick**, Paul/Krieg, Peter (Hrsg.): Das Auge des Betrachters. Beiträge zum Konstruktivismus, München/Zürich 1991
- Weßel-Therhorn**, Denise: Profiling - wissenschaftliche Ermittlungsmethode oder kriminalistisches Kaffeesatzlesen? - Zum Anspruch der Wissenschaftlichkeit der Methode des Profiling, in: Feltes, Thomas (Hrsg.): Neue Wege, neue Ziele. Polizieren und Polizeiwissenschaft im Diskurs, Frankfurt 2009
- Wilber**, Ken: Wie man Projektionen zurücknimmt, in: Zweig, Connie u.a. (Hrsg.): Die Schattenseiten der Seele, Bern/München/Wien 1993
- Wilde**, Oscar: The Picture of Dorian Gray, first published 1891, published in Penguin Classics 2000, 13th edition London 2008.
- Zweig**, Connie/Abrams, Jeremiah (Hrsg.): Die Schattenseiten der Seele. Wie man die dunklen Bereiche unserer Psyche ans Licht holt und in die Persönlichkeit integriert. Zum Begriff des Schattens in der modernen Psychologie, Bern/München/Wien 1993